

Berliner

Volks-Tribüne.

Sozial-Politisches Wochenblatt.

Die „Berliner Volks-Tribüne“ erscheint jeden Sonnabend früh.
Abonnementspreis für Berlin monatlich 50 Pf. pränumerando (frei in's Haus).
Einzelne Nummer 15 Pf.
Durch jede Post-Anstalt Deutschlands zu beziehen. (Preis viertel, 1 Mk. 50 Pf.)

Redaktion und Expedition:
80. (26), Elisabeth-Ufer 55.
Ausgabe für Speditoren:
„Volksblatt“, Deuthstr. 3.

Inserate werden die 4spaltige Petitzeile oder deren Raum mit 20 Pf. berechnet.
Vereins-Anzeigen: 15 Pf. — Arbeitsmarkt: 10 Pf.
Inseraten-Aufnahme in der Expedition: Elisabeth-Ufer 55
Die „Berl. Volks-Tribüne“ ist unter Nr. 893 der Zeitungs-Preisliste eingetragen.

Nr. 8.

Sonnabend, den 21. Februar 1891.

V. Jahrgang.

Aus der Woche. — Der Boulangismus und die Revolution. — Das Ende der Religion. — Was zahlen wir an indirekten Steuern? — Wie das heilige Eigenthum entsteht. — Die Folgen der Mac Kinleybill. — Literarisches. Gedicht. — Novelle. — Der russische Markt. II. — Moralische Klausen. — Der sittliche Staat. — Reichstag.

Aus der Woche.

Im Lande der so zart betrommelfellten Obotriten thut nach der Mecklenburger Schulzeitung ein 79 Jahre alter Lehrer bei 650 Mark Gehalt noch immer Dienst; eine Pension giebt es nämlich nicht. Ein anderer Lehrer bezieht jährlich die ungeheure Summe von 240 Mark. Es ist was Großes um den Edelmuth und die Großherzigkeit unserer ritterbürtigen „Edelsten“! Für sich und ihre Herren Söhne mit und ohne Säbel beanspruchen sie ein „Standesgemäßes“ Einkommen und liegen dem Staate beständig in den Ohren, dasselbe im Hinblick auf die schweren Zeiten mehr zu vergrößern und zu verknappen, für die Bediensteten natürlich genügt ein Almosen. Wohlthaten still und rein gegeben . . . u. s. w. in den schönen Fildentönen der Kinderfibel.

Bismarck hat mit der Stadtverwaltung zu Rom einen Vertrag geschlossen, betreffs Lieferung von Eichenlöben, die zur Pflasterung des Kapitols verwandt werden. „Der Riese des Jahrhunderts“ hat es seit jeher gut verstanden, das Geschäft nicht unter der Politik leiden zu lassen. Solange er die Sozialisten geheimbündelte, lieferte er dem Reiche Tel. graphenstangen, dafür wahrscheinlich hat ihm das Haupttelegraphenamts zu Berlin neulich Revanche gegeben. Befagtes Amt zensurierte nämlich vor einigen Tagen alle von hier an auswärtige Blätter ausgegebenen Depeschen, und entfernte aus denselben Alles, was gegen den Erlanzler gerichtet war. Die Sache wird im Parlament ein interessantes Nachspiel haben. O Mann von Blut und Eisen, wie weit ist es mit Dir gekommen! Früher pflastertest Du die Straßen der Geschichte mit Menschenhädeln und heute handelst Du mit Eichenstodern!

Der Typus Bismarck ist aus dem politischen Leben aller Länder verschwunden, und nimmer zu schauen vergönnt sind dem heranwachsenden Geschlecht die untadeligen Wasserstiesel. Doch Geduld, und wenn das Herz auch bricht. Im Lande Schwaben ist ein neuer Bismarck entstanden, Kleinbismarck, ein Bismarck in der Westentasche sozusagen. Minister von Schmidt nennt er sich, und eine Deputation der getreuen Stadt Stutgart hat er angeschauzt, daß es schon der helle Jammer war und die Abgesandten, treueste nationalliberale Mannesgeelen, eine öffentliche Veruhigung losließen, es sei nicht einmal so arg gewesen. Hier wird nicht debattirt, sagte der Minister. Und hat er nicht Recht, der Herr Minister? Schweig, zahle und gehorche, deutscher Reichsbürger, auf daß du lange lebest und es dir wohlgehe alle deine Tage.

Graf Kleist von Loh ist aus dem Gefängniß von Plöhen wegen „geschwächter Gesundheit“, ohne Kautions, entlassen worden. Der edle Herr hat die ersten Tage seiner Ferien dazu benützt, in Berlin die theuersten Lokale zu besuchen und seine Geliebte und seinen Bedienten windelweich zu prügeln. Und wenn man Boger-Karl auch jetzt wieder veranlassen sollte, an seine Rittergüter hinter eisernen Gardinen zu denken. Aborte reinigen, wie es vor ihm so mancher politische Gefangener gethan hat, wird er in der Bastille am Plöhensee nicht.

In Pennsylvania in Nordamerika streifen gegen 15 000 Kohlengräber. Durch die Mac-Kinley Bill wurden alle Bedarfsartikel verteuert, die Kohlenbarone aber wollten die Löhne herabsetzen. Die Unternehmer sind wirklich zu bedauern. Zuerst lassen sie Geheze

machen, welche die von ihren Arbeitern erzeugten Artikel verteuern, und dann möchten sie diesen hinterher noch am Lohn abzwecken, um nur leben zu können. Die Arbeiter sind freilich dumm, die sehen das nicht ein. Sollten sie nicht mit Freuden bereit sein, denjenigen, die ihnen als „Arbeitgeber“ erst das Leben ermöglichen, auch einmal eine Gefälligkeit zu erweisen? —

Aus Rußland wollen im Frühjahr eine Menge Feinschmecker auswandern. Sie erklären, in ihrem Vaterlande nicht mehr leben zu wollen, weil man ihnen jeden Lebensgenuß vergalle. Und das hat mit ihrer feinen Nase die russische Polizei gethan. Sie hat nämlich herausgebracht, daß in den nach Rußland eingehenden Sardinenbüchsen gar häufig statt unschuldiger Fischlein nihilistische Proklamationen und Flugchriften sich befänden, und hat verordnet, daß alle fremden Sardinenbüchsen an der Grenze geöffnet werden müssen. Welcher Sachverständige ist aber eine Sardine, die einige Tage der Luft ausgesetzt war. Das thut höchstens ein Maurer, wenn er sich zu viel in „Champagner“ übernommen. Es ist wirklich gar nicht schön von diesen Nihilisten. Nicht einmal die Sardine in der Büchse schonen sie. Hätten sie sich bei ihrem Schmutz nicht auch mit Kartoffelfässern behelfen können?!

Nun singet ein Lied im Posaunenton, Alles, was sich zu den „Wadelstrümpfern“ rechnet. Das „Berliner Tageblatt“ verkündet es in Jubelhymnen, die „Freisinnigen“ werden nicht mehr unter die Reichsfeinde gerechnet: Eugen Richter soll Bismarck werden.

Unter den Konservativen ist ein Zwiespalt ausgebrochen. Junker I und Junker Ia ergehen sich in weit-schichtigen Deklamationen, wer von ihnen besser geeignet sei, eine Stütze der Regierung zu bilden. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ meint, die alte Kasetenliste habe nicht post festum zu kritisiren; die „Kölnische Zeitung“ will ihren ehemaligen Brotgeber nur dann hinter dem Staatswagen einherpoltern lassen, wenn Gefahr im Verzuge sei, oder wenn, wie der Schulmeister sagte, als ihm die Anderen zu schnell aus der gemeinsamen Schüssel aßen: Periculum in mora ist. Sonst aber ist Alldeutschland ruhig.

Der englische Herzog von Bedford, der sich als Narr selbst erschöpf, hatte in seinem Testament angeordnet, daß nach seinem Tode alle seine Personaleffekten, Leibwäsche, Kleider, Regenschirme, Stöcke u. s. w. verbrannt werden sollten. Die Erben sind seinem Befehle nachgekommen und haben so dem Arbeiter ein Beispiel gegeben, wie der überfette Besitz Werthe zu schaffen versteht.

Im lieben Deutschland liegt ein Land und das heißt Greiz. Und wenn Regenwetter ist, so kommt der ehrsame Wanderer, der zwei nur halbwegs ausgewachsene „Unterthanen“ sein eigen nennt, in Gefahr, die halbe Landesmark an seinen Stiefelsohlen mit in die Fremde zu führen. Man sagt gewöhnlich, die Großmacht Greiz sei etwas hinter der Weltgeschichte zurückgeblieben. Nun, seit voriger Woche marschirt sie mit an der Spitze der Zivilisation: Sie hat angefangen zu konfisziren. Das Unglück ist dem in den letzten Jahren so bismarckfromm gewordenen „Klabberadatsch“ widerfahren. Wir bedauern aufrichtig aus tiefster Seele!

Die bürgerlichen Blätter berichten, daß in Berlin in letzter Zeit die Kindsmorde in ungeheurer Zahl zugenommen haben. Was ist der Grund dieser Erscheinung? Ist es vielleicht der allgemeine Wohlstand, der in den Schichten herrscht, aus welchen sich die abgefaßten Kindesmörderinnen zumeist rekrutiren? Die Noth, die schreiendste Noth ist es, welche eines der stärksten Gefühle, die Mutterliebe zum Schweigen bringt. Vielleicht irren wir uns aber. Herr von Jordanbed behauptet, es giebt keinen Nothstand, und geschiedter wie das Stadtoberhaupt können wir ja auch nicht sein. Aber das wissen wir, bürgerliche Mädchen brauchen ihre Kinder nicht umzubringen. Ein Blick in den Inseratentheil der bürgerlichen Zeitung genügt.

Noch ist die Revolution in Chile nicht zum Abschluß gelangt, die Aufständischen gewinnen von Tag zu Tag mehr Terrain und Zulauf und schon ist wieder eine Bewegung in Bolivia im Gange. Welch schauerlich-schönes Gefühl für den zeitunglesenden Spießbürger, wenn weit hinten in Amerika die Völker auseinander schlagen. Wenn, und in Amerika.

Ein Polizeilieutenant antwortete unlängst auf die Frage des Gerichtsvorsitzenden, ob er den Angellagten — er hatte ihn mit dem Degen über den Kopf gehauen — habe treffen wollen: „Hoffentlich wird der Hieb ordentlich gefessen haben.“ Schade, daß das Sozialistengesetz abgelaufen; den Mann hätte man mit bestem Erfolge gegen Sozialdemokraten verwenden können. Putz-famer'sche Kanonen würden da überflüssig sein.

Die Studirenden am Kunstgewerbe-Museum haben in der letzten Woche einen „Lumpenball“ abgehalten. Die jungen Herren setzten eine Ehre darein, wer von ihnen als herabgelommenster, naturgetreuester „Lump“ erscheinen würde. Ihren Zweck haben sie nun voll und ganz erreicht, wie die Zeitungen berichten: „Nicht zum Unterscheiden.“ Der einfachste Arbeiter freilich würde sich eines solchen Gebahrens schämen. Indes, die jungen Söhne sind wenigstens aufrichtiger als die alten reichen Väter. Jeder muß sich selbst am besten kennen.

Der Hohenzollernbarde Ernst von Wildenbruch hat den rothen Adlerorden vierter Klasse für ein Stück: „Der neue Herr“, eine unverjämte Lobhudeleiung des sogenannten großen Kurfürsten, bekommen. Für die Kunst ist das viel, für die Loyalität wenig!

Das ist das Demokratische der Zeit: Nachtwächter, Assessoren, Dichter gleichen sich vor dem Forum der Unsterblichkeit Bald durch das — allgemeine Ehrenzeichen.

Die französischen Marxisten werden nach einem Aufruf in ihrem Organ, dem „Sozialiste“, den zwanzig-jährigen Geburtstag der Kommune durch ein Festessen mit Tanz feiern, à la Kowert 3 Frls. 50 Cts. Jeder nach seinem Geschmac. Wenn man den Rothwein schlürft, wird man an das Blut der Märtyrer denken, bei den Suppenkloßen an die Kugeln, welche ihre Brust durchbohrt haben, und nach der Marsellaise und dem Ça ira wird man das Tanzbein schwingen.

Der Boulangismus und die Revolution.

Von Mac-Arle.

IV. (Schluß.)

Der 27. Januar 1889.

Die Radikalen und Opportunisten lebten indessen in dem Glauben, daß sie ihren Einfluß auf das Pariser Proletariat noch nicht verloren hätten. In einer Anzahl Provinzen hatte Boulanger allerdings erdrückende Majoritäten erhalten, aber in Paris hatte er ihnen noch nicht die Stirn geboten. Sie bezweifelten noch immer, daß die Massen seine Stärke bildeten und glaubten nicht an seine Kandidatur in Paris. Nun starb im November 1888 der Pariser Deputirte Ude, sein Sitz wurde frei und eine neue Wahl war nothwendig. Boulanger konnte sich vor der Herausforderung nicht zurückziehen, er legte sein Mandat als Deputirter des Nordens nieder und ließ sich für den erledigten Sitz der Seine aufstellen.

Der Wahlkampf zwischen beiden Parteien wüthete mit äußerster Heftigkeit. Die Regierung sparte weder Geld noch Anstrengungen um den Sieg auf ihre Seite zu ziehen, die Boulangisten blieben an Thätigkeit und Opfern nicht hinter ihr zurück.

Die Geldquelle, welche dem Boulangismus unaufhörlich floß und welche für derartige Anstrengungen auch nothwendig war, schien fast unerschöpflich zu sein. Dem Eingeweichten mußte das zu denken geben, aber dem Volk lag das zu weit, um sich Gedanken darüber zu machen. Es hatte nur das eine vor Augen: eine junge, kühne

Partei, die im Namen der Revision einer verhassten Verfassung, im Namen des Referendums die Kandidatur Boulangers forderte, das waren Forderungen, die keine volle Sympathie hatten und es drängte sie auszuführen. Nichts konnte es von dieser Richtung ablenken. Auch nicht die Kandidatur Boulé's, der von den vereinigten sozialistisch-revolutionären (nicht-possibilistischen) Fraktionen aufgestellt wurde. Es erhielt schließlich nur 16 000 Stimmen, die Zahl der den Organisationen Angehörigen. Das Volk war in fieberhafter Aufregung, es hatte kein Ziel vor Augen und wählte, um an dasselbe zu gelangen, Boulanger, es ignorierte Boulé. Und es war dasselbe Volk, welches eines Tages ganz in den Händen der sozialistischen Blanquisten gewesen war. Ich habe schon einmal die sozialistische Kandidatur Roche erwähnt, welcher am 2. Mai 1886 fast 110 000 Stimmen in Paris erhielt. Am 27. Januar 1889 fielen auf Boulé kaum 16 000. Wo waren die übrigen 100 000 geblieben? Zweifelsohne hatte sie Boulanger gewonnen, das ist ein einfaches Rechenexempel. Die Arbeiterquartiere, die Vorstädte, welche für Roche gestimmt waren es gewesen, und zwar ausschließlich diese; am 27. Januar votierten die bürgerlichen Quartiere im Zentrum äußerst schwach für Boulanger, die Vorstädte, Montmartre, Belleville etc., waren es, die mit erdrückenden Ziffern anrückten. Was die einige Haltung des Volkes erklärt, ist die revolutionäre Seite der Bewegung. Ob sie sich nun um Eudes, wie damals, oder Boulanger, wie jetzt, scharte, das treibende Element war dasselbe. Der Ausdruck, die Situation war verschieden, damals wie jetzt war sie durch die Umstände gegeben.

Die Bourgeoisie äußert sich nicht in einer solchen allgemeinen Bewegung, sie erregt sich nur wegen ihrer persönlichen Interessen, sie durchwogt nicht deswegen die Straßen in leidenschaftlich-zitternden Massen. Am Abend des 27. Januar schien der Sturm der großen sozialen Kämpfe wieder durch die Straßen von Paris zu wehen, er peitschte die Bogen des Volkes, welche sich von den Vorstädten gegen das Zentrum der Riesengasse wälzten. Mit leidenschaftlicher Spannung erwartete man das Resultat der Wahl, gegen 11 Uhr Nachts durchhallte es die Straßen, Boulanger war mit über 80 000 Stimmen Majorität gewählt. Mit Windeseile flog der Ruf durch die Straßen, über die Plätze, überall einen gewaltigen Wirbel der Aufregung hervorruhend. Die leidenschaftliche Spitze erreichte den Gipfel der Scala.

Das Volk war revolutionär und wollte handeln, Boulanger war es nicht und wagte Nichts. Er hatte keine Spur eines Charakters, der die thatendurstige Menge in Bewegung setzt. Hätte er ein Signal gegeben, er hätte seine Feinde zerschmettert, er wagte es nicht, er ließ den Moment verstreichen. Die einige Kraft der Bewegung ging verloren, sie fühlte sich mehr und mehr ab.

Boulanger und die reaktionären Parteien.

Der 27. Januar war die letzte wahrhaft imposante und triumphierende Manifestation des Boulangismus. Seitdem schien sich die Partei anzulösen, langsam zu Grunde zu gehen. Ich will versuchen, die Gründe dieses unerwarteten Abschmelzens auseinanderzusetzen, ich werde es um so lieber thun, als diese Auseinandersetzung ein Beweis für die demokratische Auffassung des Volkes von der boulangistischen Bewegung und ihren Zwecken sein wird. Die kolossale Popularität Boulangers, seine magische Gewalt über die Pariser Bevölkerung erweckten die Hoffnung gewisser konservativer Kreise. Diese glaubten zweifelsohne, daß, wenn sie den General für sich gewinnen, sie dadurch auch die ganze Bewegung in ihr Fahrwasser bringen, sie ihren Zwecken unterordnen könnten.

Boulanger erkannte nicht, daß gerade seine Popularität eine selbstbewusste Haltung, ein strenges Fernhalten von den Kreisen forderte, die ihn zu umgarnen suchten, um sich seiner als Werkzeug zu bedienen. Er sah das nicht ein und sollte die schlimmen Folgen erfahren. Wenn man eine politische Stellung einnehmen will, so muß man auch politische Ueberzeugungen, einen Glauben an sein Ziel haben, Boulanger hatte nichts von dem. Wie kann ein Mann ohne feste Ueberzeugungen, ohne Glauben an sich und seine Mission handeln, wenn ihn der Zufall auf eine hohe politische Situation hebt? Nur die Ueberzeugung kann ihn in diesem Falle im Gleichgewicht halten, kann ihn auf geradem Wege seinem gesteckten Ideal zuführen; die festeste Ueberzeugung und der Wille ihr zu folgen allein kann ein Gegengewicht gegen das persönliche Interesse, das Bedürfnis nach befriedigter Ruhmesbegierde bilden, ein Theil der menschlichen Natur, der sich nun einmal bei einem Jeden vorfindet. Aber wenn diese Ueberzeugung nicht vorhanden ist, wie bei Boulanger, so ist eben nichts da, das ihm einen bestimmten Weg zeigen könnte, es bleibt nur das eine übrig, der Ehrgeiz, der Wunsch sich persönlich ausstrecken zu lassen. Ich halte Boulanger für nicht schlechter und nicht besser alle anderen Personen, welche die bürgerliche Politik machen, wie diese ohne Ueberzeugung suchte er aus der außerordentlichen Lage, in die er versetzt war, möglichst viel zur Befriedigung seiner Eitelkeit herauszuschlagen. Da er also auf dem Felde der Politik nur persönliche Vorbeeren pflanzen wollte, da er sich auf einem völlig fremden Gebiet befand, so wußte er nicht, welchen Weg er einzuschlagen hat, in seinem Tappen machte er bedenkliche Abirrtümer vom demokratischen Standpunkt, die ihm gefährlich wurden, er strauchelte und fiel schließlich in den Schmutz. Deutlich gesprochen heißt das, er ging kompromittierende Verbindungen mit reaktionären Persön-

lichkeiten ein, welche sich angeblich zu seiner nationalen Republik bekehrten, denen das Volk aber mit Recht mißtraute. Das war der Anfang des sich wendenden Schicksals des Generals, das Mißtrauen des Volkes in die angeblich Bekehrten fiel auf ihn und die ganze Partei zurück.

Es läßt sich nicht mit Bestimmtheit erweisen, ob Boulanger mit den Monarchisten Engagements einging. Gewiß ist es nur, daß er alle Kräfte, die sich ihm anboten, nahm, gleichviel woher sie kamen und von welcher Beschaffenheit sie waren. Es sieht ferner unansehnlich fest, daß die Herzogin d'Alzès drei Millionen Franken in die Hände der boulangistischen Partei gelangen ließ und wenn die Boulangisten auch behaupten, daß dies ohne Bedingungen von Seiten der Herzogin geschehen sei, so ist es doch schwer, darüber Klarheit zu bekommen. Sicher ist nur, daß Boulanger sich nicht von dem Schein der Zugänglichkeit fern hielt und das führte seinen politischen Tod herbei.

Der Schiffsbruch.

Die boulangistische Bewegung war, wie ich gezeigt habe, vom Volk als eine demokratische aufgefaßt, als Ziel schwebte ihm seine lang erträumte Form der Republik vor. Es hatte sich täuschen, irre führen lassen, aber wir können es darum nicht richten und verdammen. Wir müssen die Thatfachen nehmen, wie sie lagen, die Situation wie sie war, als Boulanger seine Laufbahn begann. Das Volk wird und kann eben nur die Gründe auf sich wirken lassen, die in seiner eigenen Lage liegen, es kann nur das empfinden, was unmittelbar auf sein Leben einwirkt. Es wird sich nie durch tiefgründige Reflektionen leiten lassen, sondern so handeln, wie ihm der Moment eingiebt. Das „Kapital“ von Marx, von so ungeheurer wissenschaftlicher Bedeutung es auch ist, wird nie die Leidenschaften des Volkes erregen können, wird ihm stets ein fremdes, unverständliches Gebiet bleiben. Seine elende Lage, die es empfindet und fühlt, der Gegensatz zu dem Wohlleben anderer, der seine Wuth hervorruft, das sind allein die treibenden Motive für eine sozial-revolutionäre Volksbewegung. Und ist sie einmal in Fluß, so braucht sie nur zielbewußter, unbefehllicher, rücksichtsloser Führer, die das wahre Wesen derselben erkennend, ihr die zweckentsprechendste Organisation zu geben verstehen, um ein Ganzes und Volles zu erreichen. Die revolutionäre Bewegung in Paris, die bis zum 3. Dezember 1887 in den Händen echter Revolutionäre gewesen, entglitt ihnen und kam unglücklichweise ins Fahrwasser Boulangers, der einen Augenblick lang ein revolutionäres Gesicht annahm. Damit war sie allerdings verloren und aussichtslos. Aber sie zeigte doch schließlich ihren wahren, tiefdemokratischen Charakter, indem sie sofort ihren Lauf unterbrach, als sie sich irregeleitet und verrathen sah. Damit war der Boulanger-Schwindel zu Ende. Eine Geschichte desselben zu schreiben, den allmählichen Rückgang bei den Wahlen nach dem 27. Januar, die wenigen noch erfolgenden und bedeutungslosen Siege zu verzeichnen, ist nicht meine Aufgabe. Auch sein Prozeß vor dem Gerichtshof, seine Flucht nach England seien nur kurz angedeutet.

Boulanger ist politisch gerichtet, weil er die demokratische Natur der Bewegung nicht verstand, an deren Spitze er durch eine Verleumdung der Umstände gestellt war. Um seinen Einfluß, seine Popularität zu erhalten, hätte er ein unwandelbar demokratisches Gesicht zeigen müssen. Das Gesicht, die äußere Haltung verrathen nun einmal immer den Charakter und diejenige Boulangers bewies, daß er keine politische Ueberzeugung habe, er schwankte nach rechts und links und folgte den Anerbietungen verdächtiger Individuen. Vielleicht auch, daß er in seinem Taumel die wahre Natur der Bewegung verkannte, daß er sich einbildete, er und seine Persönlichkeit seien die wahren Ursache derselben so daß sie ihn auf allen Wegen folgen würde, die er einzuschlagen beliebte. Das war eine bedenkliche Täuschung, ein Zeichen politischer Unfähigkeit. Das Volk hatte in ihm nur den demokratischen Führer gesehen, hatte ihn lediglich deshalb auf seinen nervigen Armen emporgehoben. Als es sah, daß es getäuscht war, ließ es ihn auf das steinige Pflaster fallen, wo er zerschmettert liegen blieb.

Schluß.

Ich glaube, daß ich mit dem bis hierher Gesagten das Wesen des Boulangismus ziemlich genau dargelegt, daß ich zur Genüge bewiesen habe, daß man gegenüber der Volksbewegung nicht so viel Gewicht auf die individuelle Figur Boulangers legen darf.

Es muß demjenigen, der nach geschichtlicher Wahrheit sucht, deshalb auch verkehrt und albern erscheinen, diese Figur mit Fluthen von Schmähungen und Gemeinheiten zu überhäufen. Man hat bisher von Boulanger nur in diesem Ton gesprochen, man hat die Bewegung an sich dadurch herabgezogen, lächerlich zu machen gesucht, man hat um so lauter geschrien, je höher die dafür geleistete Bezahlung war. Boulanger als Person ist nicht wichtig genug, daß man sich lange bei ihm aufzuhalten hat, aber verliert denn die Volksbewegung dadurch an Wichtigkeit, daß sie sich einmal eines falschen Mittels bedient hat? Wenn Boulanger auch die Verbindungen mit den Reaktionären eingegangen ist, von denen ich sprach, wenn er auch von einer Restauration, von der Wiederkehr eines persönlichen Regiments geträumt haben mag, was beweist das gegen das Volk, das ihm folgte mit ganz anderen Idealen im Herzen? War er ein Verräther, so war er es nicht so sehr an der Republik der schmutzigsten Finanz, die ihren Namen schändet,

sondern vor allen Dingen an der Partei, die ihr ganzes Vertrauen in ihm gesetzt hatte.

Die revolutionäre Bewegung ist oft genug von denjenigen, welche an ihrer Spitze standen, aber ihre eigene Natur ist nie dadurch geschändet. Mirabeau, einmal unbestreitbar der Führer der großen Revolution, verrieth das Volk und machte ein Bündniß mit dem Hofe. Wurde der Charakter der Revolution denn dadurch geändert, wurde sie auch royalistisch? Nein, sie blieb trotzdem die Revolution des Volkes, die Kämpferin der Demokratie.

Ich habe geglaubt, das französische Volk, das französische Proletariat durch die vorliegende Arbeit rechtfertigen zu müssen. Denn wenn die deutschen Arbeiter das glaubten, was die Meute der von den bürgerlichen Dampfern erkaufte Hunde ihnen vorheult, so fügten sie dadurch der Bevölkerung von Paris die furchtbare und blutige Beleidigung zu, es für fähig gehalten zu haben, von der Restauration und der Diktatur zu träumen. Das Bedürfnis diesen Glauben zu zerstören, hat mir diese Arbeit diktiert.

Glaubt nicht, glaubt niemals, daß die Bevölkerung von Paris, die Arbeiter der Faubourgs, jene Barrikadenkämpfer, die ein Jahrhundert lang nicht aufgehört haben, den Kampf, den heldenmüthigsten Kampf für den Fortschritt der Menschheit zu führen, auch nur einen Augenblick solcher Schwäche und Schande zugänglich gewesen wären. Beschimpft es nicht, dieses Volk, das zwanzig Mal in schrecklichen Kämpfen niedergeworfen, sich doch immer wieder erhoben hat, das sein Blut verspritzte, um seinen sozialen und demokratischen Idealen nachzustreben.

Glaubt nicht, daß, als es in den boulangistischen Stürmen und zu Allem bereit dastand, ihm ein anderes Ziel vorschwebte, als eine Etappe auf der Bahn der Umwälzung zu erreichen, daß es etwas anderes gewollt hat, als dem Ziel seiner Heldenkämpfe: Der sozialen Republik, einen Schritt näher zu kommen.

Das Ende der Religion.

Einem Aufsatz von Heinrich Hart in der „Freien Bühne“ entnehmen wir folgende Ausführungen über das „Ende der Religion“; wir vermögen ihnen zwar nicht ganz beizustimmen, allein sie erscheinen uns doch interessant genug, um hier reproduziert zu werden. Vielleicht kommen wir gelegentlich einmal auf die Frage zurück.

Unklarheit ist die Mutter der Religion. Weil wir alle Erkenntniß, die von der Menschheit durch lange, nimmer aufhörende, rastlose Arbeit Schritt für Schritt gewonnen werden muß, gleich für jedes Individuum auf einmal begehren, weil wir die höchste der Empfindungen, göttliches Sein, gleich im Beginn der Entwicklung für das gegenwärtige Ich in uns erhoffen, deshalb klammern wir uns an den Strohhalbm, den die Religion uns entgegenstreckt. Als die christlichen Missionare zu den Schotten kamen, schickte das wilde Bergvolk, das die Green's hütete, Abgeordnete an die Mönche, um diese über ihre Absichten zu befragen. „Wir wollen Euch lehren, erwiderten die Christen, daß Eure Götter Gebilde des Wahns sind und daß ein einziger Gott Himmel und Erde geschaffen hat.“ „Und wir, entgegneten die Schotten, sind nur dann Willens, Eure Lehre zu hören, wenn Ihr uns über zwei Fragen Aufschluß geben könnt: woher sind wir gekommen und wohin werden wir gehen?“ Eine Antwort haben sie von den Missionaren erhalten, für ihren alten Glauben empfingen sie einen neuen. Aber der Glaube schlägt nur das Fragen todt, er führt die Lösung des Räthfels nicht um eine Spanne weiter. Die wahre Antwort wird dereinst die Erkenntniß geben, und wer sie inzwischen durch einen Glaubenssatz sich zu erheben meint, der ist eben so thöricht wie ein Forscher, der heute schon von dem Leben auf dem Sirius ein Bild entwirft, weil er nicht warten mag, bis die Wissenschaft ihre Fühler so weit ausstreckt. Aber die Religion beruht nicht nur auf einer Unklarheit des Erkenntnistriebes, auf metaphysischer Ueberstärzungssucht, sondern noch auf einer Unklarheit des Empfindens. Sobald der Mensch das Unfassbare, was ihn umgibt, zu Geistern und Göttern personifiziert hat, erwacht in ihm der Drang, diesen Gebilden seiner Furcht und seiner Neigung Verehrung zu erweisen, sie durch Opfer zu versöhnen, sich in der Ekstase mit ihnen zu vereinigen. Was aber thut er in Wirklichkeit? Er verehrt seine eigenen Ideale, er beruhigt das eigene geängstete Gewissen, er verzückt sich an den eigenen Lustempfindungen. Wie alle Selbstbelügung zerstört auch diese unbewußte das Beste in uns, den Trieb zur ständigen inneren Fortentwicklung; wir glauben schon zu haben, was wir noch erringen sollen.

Religion und Kultur sind zwei unversöhnbare Feinde. Wo eine von beiden Mächten herrscht, in Wahrheit herrscht, muß die andere zu Grunde gehen. Menschen, in denen der religiöse Sinn alles andere überwucherte, haben sich denn auch niemals über diese Thatfache getäuscht. Der zweite Nachfolger Mohameds, Kalif Omar, dessen Religiosität die letzten Reste weit übertraf, ließ durch Ibn Amru die letzte Reste der alexandrinischen Bibliothek vernichten, denn in den Offenbarungen des Propheten ist alles enthalten, was das Heil der Menschen ausmacht, und außer ihnen ist kein Heil. Und diese Zerstörung war eine wahrhaft religiöse That. Daß sie es war, das hat der größte religiöse Denker der Neuzeit, Sören Kirkegaard, begriffen, als er niederschrieb: Das

Christenthum ist das ewig Aburde, ist Verjagung der Welt und Verachtung alles Weltlichen. Er schloß daraus, daß alle Kultur — Sittlichkeit, Kunst, Wissenschaft — ein Phantom, und nur der lebendige Glaube das Wirkliche, Nothwendige, Wesentliche des Daseins sei. Seien wir offen und wahrhaftig wie er. Und schließen wir aus seinen eigenen Prämissen das Gegentheil. Die Kultur, die Religion.

Die bestehenden Religionen führen ihren Namen mit Unrecht. Sie bilden ein Gemenge von Ethik und wenig Religion. Dies Verhältniß zeigen schon die mosaischen zehn Gebote. Dem Göttlichen sind ihrer zwei gewidmet und die anderen handeln von den Pflichten der Menschen gegeneinander. Aber das Wenige von Religion ist der Explosionsstoff, der in allen Religionen eingeschlossen ruht; ungefährlich, so lange die Kultur stark ist und ihn wie mit einer mächtigen Decke umhüllt. Aber ehe dieser Explosionsstoff nicht ganz ins Nichts sich auflöst, droht ständig die Gefahr, daß die Hülle an einer Stelle zerreiht, ein Funke einschlägt und der Fanatismus zerstörend aufflammt. Bisher hat die Kulturmenschenheit über diese immerdrohende Gefahr hinweggesehen, weil sie den Fanatismus für einen Auswuchs der Religion ansah, das Religiöse selbst aber für das höchste Bedürfniß des Menschen. Ein verderblicher Irrthum, hervorgegangen aus der Annahme, die Religion sei die kräftigste Stütze der Ethik. Als ob sie nicht öfters ihre todbringende Feindin gewesen. Die Ethik ist ein Produkt der Erkenntniß, des wachsenden Mitleidempfindens, des gesellschaftlichen Miteinanderlebens. So lange der Mensch ethisch schwach und haltlos war, hat gerade die Religion ihn zu den grauhaftesten Verbrechen angepornt, zum Mord, zum Kannibalismus, zur wüthenden Sinnlichkeitsorgie. Erst als das Mitleid, das Gefühl des Menschseins stark geworden, da entdeckte auch die Religion den Gott der Liebe. Sie schmiegt sich an, aber sie schafft die Ethik nicht. Diese ist eine Sorge um das Irdische, und die Religion führt vom Irdischen weg. Wenn beide ehrlich sind, kümmern sie sich um einander nicht.

Die Religion ist eine Erhebung über das Irdische, wenigstens strebt sie es zu sein. Und daher bildet ihr innerstes Wesen die Ekstase, das Außer sich sein, das Verlangen nach einer Erhöhung ins Ueberirdische. Die Ekstase ist eine Gemüths- und Intellektsnarose, in der ein einziger Trieb mit Zurückdrängung aller andern den Menschen durchstößt, ihn aus seinem Selbstbewußtsein heraushebt, eine Narose, welche die Vernunft in ihm dispensirt und nur Phantasie und Leidenschaft noch walten läßt. Mit anderen Worten ein sinnlich-geistiger Rausch, in keiner Hinsicht spezifisch verschieden vom Opiumrausch. Nur daß es bei diesem eines andern Mittels bedarf, während der ekstatische Rausch infolge einer lebhaften inneren Vorstellung, die hypnotisch das Hirn beeinflusst, eintritt. Die Wirkung aber ist in beiden Fällen fast dieselbe. Und in diesem Rausch hat man Jahrtausende lange die höchste Empfindungsthätigkeit der Seele gesehen. In Wahrheit aber ist das Vermögen, ihn zu erzeugen, ein Rest des Thierischen in uns, weil es der Vernunft, die den Wesensunterschied zwischen Thier und Mensch bewirkt, ins Gesicht schlägt. Je höher daher die Vernunft sich entwickelt, desto mehr geräth die Ekstase in den Hintergrund. Naturgemäß tritt sie am heftigsten und öftesten in den ersten Stadien des Menschlichen und der Menschheit auf. Das Kind neigt beständig zur Ekstase wie der Wilde. Die Tänze des Wilden arten fast immer zur ekstatischen Raserei aus und seine Priester versehen sich vor jeder religiösen Zeremonie in den Zustand des seelischen Rausches. Nicht alle Ekstase ist religiös, aber alles Religiöse ist seinem Kern nach Ekstase. Nicht die Erkenntniß, daß es ein Unsinnliches, Ueber-sinnliches giebt, nicht die Idee, dieses Transzendente Gott zu nennen, nicht der Glaube, daß dieser Gott verehrt, versöhnt geliebt sein will, sondern erst der qualende Drang, der Versöhnung und Liebe durch innige Vereini-gung mit Gott gewiß zu sein, erst die That dieser Vereini-gung ist Religion. Daß sie stets in Ekstase wurzelt und wipfelt, das wird immer wieder übersehen, weil man nicht bedenkt, daß auch die religiöse Natur ebensowenig immer und einzig religiös ist, wie etwa der Dichter stets angeregt. Und ferner, daß die Genies der Religion ebenso selten sind wie die Genies der Kunst. Die Masse ist nur nebenbei, nur konventionell religiös. Und so auch der Kulturmensch. Die Religionen, die an ihn ihren Anspruch erheben, sind wässrige Verdünnungen des Religiösen, sie beruhen auf einem Kompromiß zwischen Welt und Gott, der diesem nicht einmal den Hauptantheil gewährt. Das Wesen einer Sache erforscht man aber dort, wo sie rein und ungemischt, als ein Haupt, nicht Neben-sächliches in Erscheinung tritt. Bei den Heiligen also, die fast alle Ekstater waren, und noch überzeugender im Orient. Hier, wo jeder Wahnsinnige schon für reli-giös begabt gilt, — vom Standpunkt des wahren Glau-bens, dem die Ekstase vertraut ist, mit Recht — hier bei den tanzenden Derwischen, den Fakirn und Asketen er-kennt man die Wesenszüge des Religiösen.

In den ersten Zeiten der Geschichte, und so auch heute noch bei den Wilden, beherrscht die Religion alle Gebiete des Lebens. Der Priester ist zugleich Arzt, Künstler, wirthschaftlicher Gesetzgeber. Er ist es, weil eben die Masse in dem der Ekstase Fähigen, gerade wie im Wahnsinnigen, einen Uebermenschen sieht und in Folge

dessen seine Aussprüche als göttliche Offenbarungen hin-nimmt. Der Egyptianer, für den die Gottheit sich im Thiere, im Apis, in der Kaze, im Skrolobil manifestirte, hatte, wenn auch unklar, die rechte Idee vom Ursprung und Wesen der Religion. Allmählig haben sich Kunst und Wissenschaft, Gesetz und Medicin von der Religion emanzipirt. Sie hat dadurch an Nimbus eingebüßt, aber ganz zerstört wird er erst sein, wenn auch die Ethik die letzten Fesseln des Religiösen von sich gestreift hat. So-bald die Religion auch die Ethik nicht mehr als ihre Domäne betrachten kann, dann sieht sie unverhüllt und nackt da als das was sie ist, ein trägerisches Gespenst auf dem Markt des Lebens, jeder Beziehung zum Leben bar.

Wenn ich nur Gott habe, so mögen Himmel und Erde zu Grunde gehen. In dieser Empfindung, die religiös im tiefsten Sinne des Wortes, liegt das Ver-berbliche aller Religion. Kinder dieser Erde, in dieses irdische Leben gesetzt, um es unserer Erkenntniß gemäß würdig und heilbringend auszuleben, verachten wir das Irdische um des Phantoms eines andern Lebens willen. Giebt es noch ein anderes Leben für uns, so hat dies seine eigenen Aufgaben für uns, die wir erfüllen müssen, wenn die Zeit gekommen ist. Was aber kümmern uns seine Aufgaben in diesem Leben, das genug der eigenen uns zu lösen bietet? Vane den Aker, den du besitzest, und wirf den Samen nicht ins Meer, weil es ihn viel-leicht zu einem Lande trägt, das fruchtbarer ist, als das deine. Wäre die Religion Alleinherrscherin, so wäre das Grab der Menschheit schon gegraben. Was sind dem, den die Ekstase blind für die Außenwelt gemacht hat, die Dinge dieser Welt! Auf den Altar mit ihnen zur Ehre des Phantoms! So oft es vermochte, hat denn auch das Religiöse gegenmenschlich, gegenirdisch gewirkt, Ich erinnere nur an die Menschenopfer in Babylonien, bei den Kelten, in Mexiko, an die orgiastischen Kulte der Askarte, des Dionysos, des Moloch, von denen Selbst-verstümmelungen, Schändungen, Kindermorde untrennbar waren. An die Keizergerichte und Inquisitionstribunale, an die leidvollen Erfahrungen unseres eigenen Volkes, das noch heute einzig durch die Religion in drei Lager getrennt ist (!) deren jedes dem anderen verständnißlos, feindselig, erbittert gegenübersteht. Das sind nicht krank-hafte Fiebererscheinungen des Religiösen, das sind seine eigenen natürlichen Ausstrahlungen, Fanatismus ist Ekstase, die um sich schlägt. Das Religiöse selbst ist ein Fieber, eine Krankheit, die den Blick des Menschen trübt, daß er das Göttliche außerhalb des Menschlichen sucht, und dem Irdischen sich entstremdet, von einer Phantasmagorie beranicht. Freilich hat innerhalb der Religionen das Menschliche, das Ethische einen immer größeren Platz sich erobert, aber nur unter Verdrängung des eigentlich Religiösen, unter dem Einfluß zunehmender Erkenntniß und Geistesgesundung. Nicht die Religion, sondern die wachsende Gesittung hat die Empfindung der Menschen-liebe gezeugt. Christus wie Buddha gehen beide vom Religiösen aus und dieses treibt sie, Askese zur fordern, Weltflucht, erbarmungslose Durchschneidung aller Her-zensverhältnisse. Beide sind jedoch tief ethische Naturen und die Ethik drängt sie zu der Forderung: „Liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Als reine Empfindungs-menschen bemerkten sie gar nicht den klaffenden Wider-spruch in den Lehren, zwischen ihrer Religion und ihrem Sittengefetz.

Nichts von Verschleierung mehr, von Kompromiß! Die Kultur kann nichts besseres thun, als beide Atavis-men, Ekstase und Religion, zu den Akten der Entwicklungs-geschichte legen.

Die Wahrheit ist immer einfach, sie bedarf keiner spitzfindigen Dogmen und keiner mystischen Hirnbene-bung. Sie geht in uns auf wie ein Morgenlicht, so allerleuchtend, so belebend und so selbstverständlich. Und doch habe ich drei Jahrzehnte nach ihr gerungen. Und in diesen Jahren alle Stadien des Religiösen durch-gemacht. Eine beständige Selbstaufopferung zu Gunsten eines Phantoms. Nun endlich ist das Licht über mich gekommen, das mir den Kreis beleuchtet, in dem ich mich herumgedreht, ohne je vom Fleck zu kommen. Und da sehe ich, daß das Religiöse mir nie etwas geboten hat, nicht meinem Leben, nicht meinem Willen, nicht meinem Verstande. Daß es nur ein Rausch gewesen, mit dem ich Zweifel und Kleinmuth zu betäuben suchte. Daß es nur eine Verzagttheit war an der eigenen Kraft. Und wenn der Rausch verflogen, so hatte ich nichts gewonnen, die Stäbe, die ich erfährt zu haben glaubte, erwies sich als Schatten und Schemen. Als Schatten meiner eigenen inneren Kraft, die ich vor mir verleugnet. Nun halte ich mich an mich selbst. Ich fühle, daß alles Göttliche in mir selbst ruht, daß es nichts anderes ist, als mein innerstes Selbst, daß es aus mir herausstrebt, wie die Blüthe aus dem Stamm, daß ich es nur zu pflanzen und zu hüten habe. Nichts andres verlange ich mehr zu sein, als die Welt um mich. Aus ihr entstammt dies Empfinden, das mich beseligt, diese Vernunft, die mich durchstrahlt. Jedes ihrer Atome ist so irdisch wie ich und so göttlich auch. Ist ihr ein ewiges Leben beschie-den, dann lebe ich mit ihr. Ist die Vernichtung ihr Loos, dann sterbe ich mit ihr. Dann ist der Tod der Zweck des Lebens und letzte Forderung der Weltvernunft. Vorläufig aber leben und wirken wir in der Welt für die Welt, nicht für Gott, sondern für uns selbst. Und nennen Wahn Wahn und Licht Licht.

Was zahlen wir an indirekten Steuern?

Die Zölle auf Lebensmittel u. brachten im Jahre 1888 in abgerundeten Zahlen folgende Summen ein:

| | |
|---------------|------------------------|
| Tabakzoll | 38 1/2 Millionen Mark, |
| Kaffeezoll | 46 " " |
| Weiszoll | 3 1/2 " " |
| Petroleumzoll | 37 1/2 " " |
| Holzölzölle | 10 1/2 " " |
| Viehölzölle | 5 " " |
| Getreidezölle | 57 " " |
| Schmalzzoll | 3 " " |
| Feringszoll | 3 " " |
| Gewürzzoll | 3 " " |

In Summa macht das 207 Millionen Mark jährlich und bei einer Bevölkerung von vielleicht 48 Millionen entfallen davon auf jeden Einwohner 4,30 Mk. jährlich! Davon werden aufgebracht für je ein

| | |
|---------------------|---------------------|
| Kilo Kaffee | ein Zoll von 40 Pf. |
| " Zucker | " " " 20 " |
| " Brod | " " " 6 " |
| " Schmalz | " " " 10 " |
| " Salz | " " " 12 " |
| " Schnaps | " " " 26—30 " |
| " Mehl | " " " 5 " |
| " Schweinefleisch | " " " 20 " |
| " Rindfleisch | " " " 20 " |
| Fering (Stück) | " " " 1 " |
| Eier (15 Stück) | " " " 3 " |
| Bier (Liter) | " " " 1 " |
| Kilo Butter | " " " 20 " |
| " Käse | " " " 20 " |
| " Speck | " " " 20 " |
| Petroleum (Liter) | " " " 6 " |
| Kilo Tabak | " " " 25 " |
| Zigarren (12 Stück) | " " " 10 " |

Je ärmer eine Familie ist, desto größer ist der Theil der Einnahmen, der für die Ernährung aufgewendet wird, und desto größer ist damit auch der Steuerbetrag, den der Einzelne zahlt. In Hamburg z. B. betrug der Aufwand für Ernährung in Familien mit einem Jahres-einkommen von

| | | | |
|---------|---------|--------|------------|
| Mk. 600 | Mk. 402 | gleich | 67,0 Proz. |
| " 900 | " 600 | " | 66,7 " |
| " 1440 | " 916 | " | 56,7 " |
| " 3000 | " 1200 | " | 40,0 " |
| " 4560 | " 1565 | " | 34,2 " |
| " 14400 | " 3128 | " | 21,7 " |

Nehmen wir nun die zweite Familie mit 900 Mk., und vertheilen wir die Ausgaben von jährlich 600 Mk. für Lebensunterhalt wöchentlich, so bezahlen sie auf:

| | | |
|--|-----------|-----------|
| | Mark | Mark Zoll |
| Brod | 2,40 | —,72 |
| Butter | 1,50 | —,10 |
| Schmalz | —,25 | —,01 |
| Speck | —,35 | —,02 |
| Fleisch | 1,80 | —,20 |
| Mehl | —,20 | —,02,5 |
| Kaffee | —,80 | —,13 |
| Schnaps | 1,— | —,30 |
| Bier | —,80 | —,04 |
| Sonstige versteuerte Nahrungs-mittel | —,70 | —,10 |
| Kartoffeln, Gemüse, Hülsenfrüchte (unversteuert) | 2,— | |
| Summa | Mk. 11,80 | Mk. 1,65 |

11,80 x 52 = 613,60 Mk. 1,65 x 52 = 85,80 Mk. Auf einen Verbrauch von 600 Mk. kommt 86 Mk., oder auf 100 Mk. ca. 15 Mk. So wird also bezahlt von einem Verdienst von

| | | |
|--------|--------------|--|
| Mark | Mark Steuern | |
| 600 | 60 | |
| 900 | 86 | |
| 1 440 | 135 | Diese Zahlen sind noch zu hoch, weil die theuren Nahrungs-mittel, welche von den Reichern gekauft werden, niedriger be-steuert sind. |
| 3 000 | 180 | |
| 4 560 | 225 | |
| 14 400 | 450 | |

Je größer das Einkommen ist, desto geringer ist der Prozentsatz, den der Betreffende an Steuern zahlen muß. Die Armen sind es, welche am meisten getroffen werden.

Zufällig habe ich einen Ausschnitt aus der „Frankfurter Zeitung“ vom 21. März vorigen Jahres zur Hand, wo eine ähnliche Berechnung angeführt ist. Der betr. Verfasser kommt zu noch größeren Zahlen. Er berechnet die Steuer, welche von einem Einkommen von 1000 Mk. bezahlt wird, auf jährlich 137 Mk.; von einem Einkommen von 10 000 Mark rechnet er nur 261,96 Mark, von 100 000 Mk. 397,47 Mk. Steuer. Nach dieser Berech-nung wäre also die Last, welche auf dem Arbeiter liegt, im Vergleich zu der Besteuerung der Wohlhabenden und Reichen noch fürchterlicher.

Die „Leipz. Ztg.“ rief uns einmal höhnißlich zu: wenn wir so sehr an den Mechanismus des Lohngesetzes glaubten, so müßten doch die Arbeiter keinen Schaden von der Vertheuerung empfunden haben, denn der Lohn hätte ja doch in dem Verhältniß steigen müssen, wie die Lebens-mittel theurer wurden.

Nun, unsere Zahlen drücken noch nicht einmal die ganze Vertheuerung aus, sondern nur den Theil, welchen der Staat bekommt. Die Lebensmittelpreise sind aber bekanntlich nicht nur um die Höhe des Zolls gestiegen, sondern noch stärker. Bleiben wir indessen bei diesen Zahlen. Darnach hat der Arbeiter mit 600 Mk. Lohn eine jährliche Mehrausgabe von 60 Mk., der mit 900 Mk. eine solche von 86 Mk. Das sind 10 Prozent (die „Frankf.

Btg." rechnet sogar 14 Proz.). Haben die Arbeiter eine Lohnerhöhung von 10 Proz. erfahren? Ich glaube, sehr wenige können mit ja antworten. Bei den meisten ist der Lohn derselbe geblieben, und da hat es eben geheißen: den Schwächtriemen um ein paar Löcher enger schnallen.

Wie das heilige Eigenthum entsteht.

Erbaulich ist die ganze Geschichte des Privateigenthums, am erbaulichsten aber jedenfalls seine Entstehungsgeschichte. Zufällig finden wir in dem antisemitischen „Volk“ eine hübsche Enthüllung über die Entstehung des Vermögens eines Herrn Barnett Isaac Barnate, Esq., Mitglied der gesetzgebenden Versammlung der Kap-Kolonie, der sich rühmt, heute ein jährliches Einkommen von 2 Millionen Mark aus seiner Kompagnie zu ziehen.

Barnett Isaacs, wie er ursprünglich hieß, war vor 20 Jahren ein kleiner Judenjunge in Whitechapel im Ostend zu London. Da er das niedrige Geschick seiner Genossen verachtete, so machte er sich gleich nach Entdeckung der Diamantfelder mit seinem Bruder auf den Weg nach Kimberley. Sein Anlagekapital war ein Paket Spielkarten und ein Paket billiger Uhren und Schmuckfachen. Er war ein gewandter Zauberkünstler, und seine Kartenkunststücke waren ihm von großem Nutzen. Wenn das Geschäft flau ging, so verdiente er einige Schillinge, indem er Beforgungen übernahm.

Ein Mann von seinen „Fähigkeiten“ mußte vorwärts kommen. Und hier war die Gelegenheit günstig, wie nirgends anderswo.

Die Raffern, welche als Arbeiter auf den Diamantfeldern beschäftigt wurden, hatten die Gewohnheit, die schönsten Steine zu stehlen und dann unter der Hand an Fehler zu verkaufen. Mehr als 60 pCt. der gefundenen Diamanten wurden auf diese Weise gestohlen.

Hierbei nun kamen die Talente des kleinen schmutzigen Isaak in Thätigkeit. Er etablierte sich als Fehler, und nicht lange währte es, da begann der kleine Whitechapel-Jude reich zu werden, über die kühnsten Träume hinaus. Mit dem Gewinn dieses Geschäftens waren die würdigen Brüder im Stande, für zwei Millionen Mark vier Felder zu erwerben, welche sie die Barnato Diamant Co. benannten. Damit war die Zeit gekommen, daß der Name Isaaks zu gemein und jüdisch klang. Barnett Isaaks erblühte zu Barnett Isaak Barnato, Esquire, durch ganz Süd-Afrika bekannt unter dem Namen „Barnie“.

Diese Felder wurden von der Kimberley-Central-Diamant-Co. für 8 Millionen Mark übernommen, wobei Barnie ein Direktor der großen gemischten Gesellschaft ward.

Man kann sich wohl vorstellen, daß, während diese Dinge im Werke waren, unser Held sich persönlich nicht mit dem Fehlergeschäft befassen konnte. Er stellte Beamte dafür an und betrieb die Sache en gros. Thatjahe ist, daß wegen dieses Vergehens ein Haftbefehl gegen ihn bei mehr als einer Gelegenheit in Kimberley unterzeichnet ward. Aber dem schlauen Juden gelang es, dem Arm der Gerechtigkeit zu entgehen. Der Haftbefehl ist nie abgegangen. Sonst wäre er viele Jahre als gemeiner Verbrecher zu den Arbeiten an den Wasserwerken der Kapstadt verschickt worden.

Die Compagnie zerstückte alle übrigen Gesellschaften und monopolisirte die gesammte Diamantproduktion. Und so wurde aus Isaak, dem kleinen Judenjungen aus Whitechapel mit seinem Paket Spielkarten und seinen Schunduhren Direktor einer Gesellschaft mit einem Kapital, das heute 250 Millionen Mark werth ist, und seine Mitbürger, die seine Tugenden bewunderten, welche ihn so weit gebracht hatten, wählten ihn in ihr Parlament.

Ja, meint das „Volk“, da sieht man! So ein Judenjunge!

Aber, wenn auch die Kapitalisten beschnitten oder getauft sind, das Geld ist konfessionslos und steht, wie „Nathan der Weise“ über dem Haber der Parteien. Das „Volk“ hat uns gesagt, wie das Kapital des Juden entstanden ist. Nun, wir werden noch eine Geschichte erzählen, wie ein echt christliches Kapital zu Stande gekommen ist.

Es war unter König Heinrich VIII. von England, der bekanntlich so fromm war, daß er sich keine Maitresse hielt, wenn ihm eine Frau nicht gefiel, denn das wäre

ja eine Sünde gegen das sechste Gebot gewesen, sondern er ließ seine Frau einfach hinrichten und heirathete dann eine andere; durch welche Frömmigkeit, vermischt mit Ausdauer, er es dann auf sechs Frauen brachte. Dieser Heinrich hatte Geld nöthig und fing deshalb in seinen Landen an zu reformiren, indem er den Klöstern und geistlichen Fürsten ihr Vermögen und Land stahl. Von diesem gestohlenen Gut schenkte er, großmüthig wie Könige nun einmal sind, große Theile an seine Hoffschranzen, welche ihm bei Ausübung seiner Frömmigkeit halfen. So schenkte er dem Herzog von Bradford einen großen Güterkomplex. Davon trug der Grundbesitz auf dem offenen Lande allein schon 3 Millionen Mark jährlich ein. Weit werthvoller jedoch wurde der ihm ebenfalls geschenkte Conventgarden, der mitten in London liegt. Dieses Grundstück war damals nicht viel werth; es wurde auf 130 Mark jährliche Rente geschätzt. Jetzt dürfte der Jahresertrag 400 000 Mark übersteigen. Und wodurch ist diese Steigerung gekommen? Haben die edlen Herzöge so viel Arbeit in dieses Grundstück gelegt? Oder Verbesserungen desselben vorgenommen? Oder großartige kostspielige Bauten auf ihm ausgeführt?

Nichts von alledem!

Im Gegentheil, für Conventgarden wurde nichts gethan, gar nichts. Mit Recht schreibt die „Frk. Btg.“: Der Conventgarden ist eine Schande für London. Dem Herzog trug er den Spitznamen „Rudford“ (Rothfurt) ein, denn der Unrath der sich in den engen Straßen der Umgegend von Conventgarden anstaut, war beispiellos. In den letzten Jahren hat der Herzog allerdings das Areal des Marktes allmählig vergrößert, damit aber die Sache nur verschlimmert. Er weigerte sich immer, den Markt mit seinen Gebühren an eine öffentliche Behörde zu verkaufen. Der Werth des Grundes steigt natürlich mit jedem Jahr. Außer dem Markt besitzt oder besaß der Herzog noch in Long-Acre Bloomsbury, St. Pancras und anderen anstoßenden Quartieren Grundbesitz mit einem Gesamt-Areal von 118½ Acres. Auf dieser Oberfläche sind nahezu 3000 Wohnhäuser und Läden gebaut, die sämmtlich nach Ablauf einer bestimmten Frist in den Besitz des Grundbesitzers übergehen. An Lokalsteuern entrichtete der Herzog nichts. Diese fielen fast ausnahmslos auf die Häuserbesitzer. In diesem kolossalen Eigenthum ist die Bedeutung des Mannes zu suchen. Das Wohl und Wehe von Zehntausenden hing von dem zurückgezogen lebenden Geizhals ab, der einen Theil des Jahres in Boburn Abbey, einen Theil in seinem Palais in Eaton Square zubrachte und all sein Dichten und Trachten darauf richtete, seinen ungeheuren Reichtum noch zu vermehren — auf Kosten seiner Mitbürger, wohlverstanden.

Dieser ehemalige Klostergarten besitzt ein verbrieftes Vortrecht — und wehe dem Staate, der solch verbrieftes Vortrecht antastet, auch wenn sie nur Gnadenakte eines liebebedürftigen Königs sind, der seine Freunde, die diesen Liebesdurst ihm löschen halfen, königlich belohnte. Dieses Vortrecht des Conventgarden besteht darin, daß dort Gemüsemarkt abgehalten wird und zwar der einzige, der außerhalb der City (Altstadt, innere Stadt) abgehalten werden darf. Dadurch kommt es, daß jeder Kohlkopf, jeder Krautstengel der in London auf den Tisch kommt, zuvor dem Herzog einen Zoll entrichtet hat.

Dieser Herzog war no., reicher, wie der Jude Isaak; schon vor 14 Jahren betrug sein Jahreseinkommen 14 Millionen Mark. Aber dafür war sein Vermögen auch anständiger erworben, nicht wahr? Der fromme Ahne hatte es ehrlich durch Kuppelerei erworben — der gottlose Isaak hatte es aber mit Fehlerei verdient.

Die Folgen der Mac Kinleybill.

Wir haben schon in einer der letzten Nummern gezeigt, wie als Folge der exorbitanten amerikanischen Schutzölle die Arbeitslöhne in Amerika nicht gestiegen sind, wie anseere verlogenen Schutzöllner behaupten, sondern gefallen. Neues Material zu der Frage bringt ein Artikel des „Chicago Tageblatt“, welches daran die Folgerung knüpft, daß die Arbeiter sich organisiren sollen.

Nicht in einem einzigen Geschäft irgend welcher Art sind die Löhne seit dem Inkrafttreten der Mac Kinleybill erhöht worden. Im Gegentheil, es sind Lohnreduktionen von 10—17 Prozent eingetreten, so z. B.

bei den Illinois Stahlwerken und den Pullman'schen Eisenbahnwagenfabriken. Die Arbeiter glauben, daß diese Reduktion nur ein Vorläufer der systematisch durchzuführenden Lohnreduktionen seien, welche überall da eintreten dürften, wo die Gewerkschaften nicht genügend organisiert sind, um sich selbst zu schützen.

Der Druck machte sich schon in der ersten Woche nach Inkrafttreten der Mac Kinleybill geltend. Zuerst erklärte der Verband der Zigarrenfabrikanten, in Folge Mehrauslagen für Sumatrawidel, die Preise ihrer Produkte zu erhöhen, die Löhne aber reduzieren zu müssen. Die Arbeiter standen aber früh auf und machten Miene sich energisch zu wehren, was denn auch die Fabrikanten veranlaßte, von ihrem Vorhaben abzustehen.

Tausende von Arbeitern in den Fabriken sahen, daß Lohnreduktionen eintreten würden, da traten die vereinigten Eisen- und Stahlarbeiter zusammen, der stärkste Verband der Vereinigten Staaten, und dank ihres vereinigten und energischen Widerstandes sahen die Arbeitgeber sich veranlaßt, von der Reduktion Abstand zu nehmen.

Weniger glücklich waren die Arbeiter der Illinois Stahlwaaren-Gesellschaft; diese 3000 Mann gehörten keinem Verbände an und mußten deshalb jede Offerte annehmen: am 1. Januar 1891 wurde denselben eine Reduktion von 10 Prozent angezeigt — die Folgen der Nichtorganisation!

Die Pullman'sche Waggonfabrik reduzierte die Löhne für Schmiede und die übrigen Eisenarbeiter um 10 Prozent; diese Reduktion betrifft 1500 Mann mit einem Durchschnittslohn von täglich 2,40—2,75 Dollar. Die Arbeiter glauben, daß dies nur eine der vielen Reduktionen sei, welche nach und nach im Geschäft durchgeführt werden dürften, und welche sich 6000 Arbeiter gefallen lassen müssen.

Aus den Arbeiterzentren hört man, daß Lohnreduktionen von 5—10 Prozent auch in kleinen Geschäften und Werkstätten durchgeführt wurden. Herr Georg Detweiler, Redakteur der Zeitschrift „Recht auf Arbeit“, sagt, daß jeder kleine Arbeitgeber von oft nur 1 Duzend Arbeitern eine Lohnreduktion durchführte, angeblich in Folge Mehrauslagen, verursacht durch die Mac Kinleybill; er fügt bei, daß die meisten Reduktionen ohne wirklichen Grund vorgenommen wurden. Genannter Herr Detweiler ist in Verbindung mit allen Arbeiterorganisationen, und deshalb wohl informiert; er giebt ferner an, daß vom ersten Tage an, als die Detaillisten, angeblich in Folge der Mac Kinleybill, ihre Preise erhöhten, sich die Tendenz geltend machte, die Löhne zu reduzieren; es sei auch nicht ein einziger Fall bekannt, daß Arbeitgeber sich bestrebt hätten, die Lage ihrer Arbeiter zu verbessern.

Die Sache braucht keine weitere Erklärung. Während vor Annahme des Gesetzes den Arbeitern bessere Löhne in Aussicht gestellt wurden, während die Fabrikanten thatsächlich durch das Gesetz höhere Preise erzielen, beschneiden sie ruhig den kleinen Lohn der Arbeiter.“

Literarisches.

Von der „Neuen Zeit“ (Stuttgart, J. G. B. Diez' Verlag) ist soeben das 20. Heft des 9. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Ein Streifzug in das Gebiet des Jentrams. Von Trevir. — Die Strymashine. Von H. Schlüter. — Die russische revolutionäre Bewegung einst und jetzt. Von B. Krišchewsky. — Notizen. — Feuilleton: Töchter unserer Zeit. Roman aus dem modernen Gesellschaftsleben von F. v. Opa. (Fortsetzung.)

„Die Zeitschwingen“, Monatschrift für Volksbildung und Aufklärung. Soeben erschien das 2. Heft, 2. Jahrgang. Inhalt: Frei! Gedicht von R. B. — Die notwendigen Bestimmungen einer wirksamen Arbeiterschutzgesetzgebung. Von Walter May. — Reisebilder. Von W. Holm. — Zur neueren Kulturforschung. Von Manfred Wittich. — Das Kapital. Von A. Behr. — Der Beginn des sozialen Kampfes im alten Rom. Von Ernst Berner. — Zur sozialen Frage. Von Walter May. — Die Lust als Nahrungsmittel. Von Emanuel Burn. — Gedanken-Berlen. — Volkswirtschaft und Statistik. — Literatur.

Briefkasten der Redaktion.

Sprechstunden der Redaktion Donnerstag Nachmittag von 1/4 Uhr an, sonst in der Privatwohnung des Redakteurs, Linien-Straße 103 II.

R. W., Schlüterstraße. Leider kann ich das Gedicht nicht verwenden, da es formale Mängel aufweist. Besten Dank für Ihre Freundlichkeit.

Herren- u. Knaben-Garderobe, Arbeitsfachen, Bestellungen nach Maß,
empfehlen wie bekannt in reellster Ausführung und allerbilligsten Preisen
J. BAER, Berlin N., Gesundbrunnen, Badstr. 18, Ecke der Stettinerstrasse.
Bitte genau auf die Firma zu achten.

Im Verlage der „Freien Verlagsanstalt“ (P. Maurer), Elisabeth-Ufer 55, ist soeben erschienen:
1) **Einsiedler und Genosse**, soziale Gedichte nebst einem Vorspiel von Bruno Wille. Volks-Ausgabe. Preis 65 Pf.
2) **Die Jugend**, eine Schrift zur Unterhaltung und Belehrung für Söhne und Töchter des arbeitenden Volkes. Herausgegeben von Bruno Wille. Pr. 20 Pf.
Ferner ist durch dieselbe Verlagsanstalt zu beziehen:
Die Entschädigungsansprüche der Arbeiter bei Unfällen.
Zusammenstellung der nach den Entscheidungen des Reichsversicherungsamtes den Berechtigten bewilligten Rentenätze. Herausgegeben von Hans Müller. Preis 30 Pf.
Für Kolporteurs hohen Rabatt.

Agitations-Nummern
der „Berliner Volks-Tribüne“ stehen unseren Freunden gratis zur Verfügung.
E. M. Wilschke, Junkerstr. 1.
Katzbachstr. 1.
Zigarren, Zigarretten, Tabak, Pfeifen und Zigarrenspitzen.
Agentur für Feuerversicherung.

Am Stammtisch!

Jüngst hört' ich einen würdigen Herrn
Am Stammtisch eine Rede halten.
Ich sah ihm zwar ein bißchen fern:
Doch hab' ich noch genug behalten.

Er meinte: Die Barmherzigkeit
In unserer Zeit ist ohne Gleichen;
Drum sollte auch kein Armer Leid,
Rein, Dank nur fühlen für die Reichen.

Des weitern führte er dann an,
Was die barmherzigen, reichen Seelen
Für's Elend Alles doch gethan.
Das will ich ihm jetzt nach erzählen.

Da war erst jüngst ein großer Schmaus.
Was kam nicht alles zu dem Feste!
Es saßen laum das weite Haus
Die reichen und die hohen Gäste.

Es brachen schier bei dem Gelag
Die Tafeln von Delikatessen,
Tags drauf gab's von dem Reinertrag
Für arme Leut' ein Bohnenessen. —

Wleich drauf war wieder großer Ball.
Re Fürstin leitete das Ganze.
Und der Elite ganzer Schwall
Kam auch zu Haus mit Prunk und Glanze.

Doch das Brillantendiadem
Der Wirthin war zumeist benedelt.
Bom Ueberfluß hat man nach dem
Zwölft arme Kinder eingekleidet. —

Ein Eisfest schloß sich an sofort.
Da haben sich auch eingefunden
Die Jünger all vom „edlen Sport“
Und amüßten sich zwei Stunden.

Dann zogen sie nach Hause stolz;
Beim Thee am Ofen zu erwarman,
Und stolz mit Recht! — Hier Fußen Holz
Ergab das Eisfest für die Armen. —

Und dann ist's heut das dritte Mal,
Dass zum Champagnerfest zusammen
Sich findet eine große Zahl
Von stolzen und berühmten Namen.

Ein Millionär hat's arrangirt
Und übernahm auch selbst die Venkung.
Und vom Ertrag wird ausgeführt
Für Arme eine Kaffeetränkung. —

Noch sprach der Herr manch' ernstes Wort
Von edeln und barmherzigen Leuten.
Ich aber schlich mich stille fort,
Stolz auf die Höhe uns'rer Zeiten.

P. M.

Fettfugel.

Von Guy de Maupassant. (Nachdr. verboten.)

3. Fortsetzung.

Nun wurden Pläne geschmiedet; die Frauen rückten näher zusammen, der Gesprächston ward immer leiser, und jeder gab seine Meinung ab. Besonders die Damen fanden zarte Kniffe und wuchten mit reizender Spitzfindigkeit die anstößigsten Dinge auszudrücken. Bei der Unterhaltung wurde so vorsichtig zu Werke gegangen, daß ein Fremder sicher nichts verstanden haben würde. Da aber die leichte Spur von Scham, welche jede Weltkame empfindet, nur etwas Oberflächliches ist, ergötzen sie sich im Grunde an diesem Liebesabenteuer, als ob sie sich in ihrem eigentlichen Elemente fühlten und die Liebe mit der Lusternheit behandelten, welche etwa ein ledermäuliger Koch empfindet, wenn er für einen Andern ein feines Souper bereitet.

Ganz von selbst trat wieder Heiterkeit ein, so drollig ersahen ihnen schließlich die Geschichte. Der Graf erlaubte sich sogar zuweilen einen etwas gewagten Scherz, wußte aber dabei seine Ausdrücke so geschickt zu wählen, daß man darüber lächeln mußte. Loiseau seinerseits ließ sogar einige noch handgreiflichere Zoten fallen, welche aber Niemand verletzen, und ein jedes Gemüth beschäftigte der von seiner Frau ausgesprochene Gedanke: „Wenn dies einmal das Geschick jenes Weibes ist, warum macht sie dann mit dem oder jenem eine Ausnahme?“ Die zierliche Frau Carré-Lamadon schien sogar daran zu denken, daß sie an ihrer Stelle jenen viel lieber nehmen würde, als einen Andern. So wurde allmählich die Blode vorbereitet wie bei einer umzingelten Festung. Ein jeder dachte über die Rolle nach, welche er dabei spielen werde, an die Gründe, auf welchen er fußen wolle, und an die Manöver, deren Ausführung auf seine Partie kommen würde. Man regelte den Angriffsplan, die etwa nöthigen Kriegslisten und schließlich den Sturmangriff, um diese lebende Zitadelle zu zwingen, den Feind in ihre Mauern einzulassen.

Cormudet indes hielt sich fern und wollte sich nicht an der Sache beteiligen.

Eine so tiefe Aufmerksamkeit hatte alle Gemüther ergriffen, daß man die Rückkehr Fettfugels gar nicht bemerkte. Plötzlich aber stieß der Graf ein leises „Psst!“

aus, wobei alle aufblickten. Sie war da. Man schwieg sofort, und eine gewisse Bestürzung lähmte anfangs alle Zungen. Schließlich frug die Gräfin, welche mehr als die Andern an die Salonfinessen gewöhnt war:

„Nun, war die Taufe häßlich?“

Das dicke Frauenzimmer, noch immer tief bewegt, erzählte Alles: wie die Gesichter ausgesehen hätten, welche Anzüge man getragen habe, ja sie schilderte sogar die Einrichtung der Kirche und fügte endlich hinzu:

„Es ist doch gut manchmal zu beten.“

Indessen bis zum Frühstück begnügten sich die Damen, ihr gegenüber liebenswürdig zu sein, um ihr Vertrauen zu bewahren und sie ihren Rathschlägen fügsam zumachen.

Sobald man aber bei Tische saß, begannen die Angriffe. Zuerst wurde die Unterhaltung auf die weibliche Ergebenheit gelenkt. Man zitierte allerhand Beispiele aus dem Alterthum: Judith und Holofernes, Lucrezia und Sextus, Kleopatra, welche alle feindlichen Feldherren mit ihren Liebesreizen beglückte und sie dabei zu ihren Sklaven machte. Hierauf entspann sich eine der Einbildung dieser dummköpfigen Millionäre entsprungene phantastische Geschichte, nach welcher die römischen Bürgerinnen in Capua Hannibal mit allen seinen Offizieren und Soldatenschaaren in ihren Armen verweichlichten. Man zählte alle die Frauen auf, welche große Eroberer in ihren Netzen gefangen, aus ihren körperlichen Reizen ein Mittel zum Herrschen gemacht, welche durch ihre heldenmüthigen Bärtlichkeiten verhasste oder verabscheuungswürdige Wesen besiegte und dem Vaterlande ihre Ehre geopfert haben.

Man sprach sogar in verschleierte Ausdrücken von jener vornehmen Engländerin, welche eine schreckliche ansteckende Krankheit auf ihren Körper übertragen ließ, um damit Bonaparte anzusteden, der aber wunderbarerweise infolge einer bei dem verhängnisvollen Rendezvous plötzlich eingetretenen Schwäche unverfehrt geblieben war.

Dies alles wurde in anständigem maßvollem Ton erzählt, und nur zuweilen steigerte sich die Rede zu einer beabsichtigten Begeisterung, welche geeignet war, den Eifer der Nachahmung zu erregen.

Man hätte schließlich glauben können, es sei die einzige Aufgabe der Frau hier auf Erden, ihre Person zu opfern und sich beständig den Launen der Soldateska hinzugeben.

Die beiden frommen Schwestern schienen nichts davon zu verstehen, denn sie waren tief in Gedanken versunken. Auch Fettfugel sagte kein Wort.

Den ganzen Nachmittag ließ man sie überlegen. Aber anstatt sie, wie bisher, „Madame“ zu nennen, sagte man jetzt nur noch „Fräulein“ zu ihr, ohne daß man eigentlich wußte, warum, gerade als ob man sie dadurch einen Grad in der Achtung, welche sie bis jetzt genossen hatte, sinken lassen und sie ihre beschämende Stellung fühlen lassen wollte.

Gerade in dem Augenblick, als die Suppe aufgetragen wurde, erschien Herr Follenvie wieder und sagte dieselben Worte, wie am Abend vorher:

„Der preußische Offizier läßt Fräulein Elisabeth Kouffet fragen, ob sie ihre Meinung noch nicht geändert habe.“

Fettfugel antwortete trocken: „Nein, mein Herr.“

Aber beim Diner wäre die ganze Verschwörung beinahe verrathen worden, da Loiseau einige unglückliche Bemerkungen machte. Ein jeder mühte sich ab, um neue Beispiele zu finden, fand aber nichts, als die Gräfin, vielleicht ohne Absicht, ein unwiderstehliches Bedürfnis empfand, der Religion ihre Huldigung darzubringen, und deshalb die Ältere der frommen Schwestern nach den berühmten Ereignissen aus dem Leben der Heiligen frug. Nun, viele derselben hatten Handlungen begangen, welche in unsern Augen als Verbrechen erscheinen würden; aber die Kirche vergiebt mit Leichtfertigkeit diese Missethaten, sobald sie zur Ehre Gottes oder zum Wohle des Nächsten begangen sind. Das war ein mächtiger Beweisgrund, und die Gräfin zog sofort Nutzen daraus. Jetzt, sei es nun durch dieses verständnißlose Schweigen, durch dieses unbemerkte Wohlgefallen, wodurch sich alle diejenigen auszeichnen, welche das Kleid der heiligen Kirche tragen, oder sei es einfach in Folge einer glücklichen Harmlosigkeit: jetzt also gewährte die alte Betschwester der Verschwörung eine gewaltige Stütze. Man hielt sie für schlichtern, sie zeigte sich aber lech, redselig und leidenschaftlich. Sie war nicht durch die Bedenken der Kasuistik beirrt; ihre Lehre schien fest wie Eisen zu sein; ihr Glauben war unwandelbar und ihr Gewissen kannte keine Strupel. Das Opfer Abrahams fand sie ganz einfach, denn sie hätte auf einen Wink von oben unbedenklich Vater und Mutter todtgeschlagen, und ihrer Meinung nach konnte nichts dem Herrn mißfallen, sobald die Absicht lobenswerth sei. Die Gräfin, die geheiligte Autorität ihrer unerwarteten Bundesgenossin zu ihren Gunsten ausbeutend, betrachtete sie gleichsam als ein Muster des moralischen Grundgesetzes: „Der Zweck heiligt die Mittel.“

So sagte sie jetzt zu der Betschwester:

„Also, meine liebe Schwester, Sie denken, daß Gott alle Mittel und Wege annimmt und die That verzeiht, wenn der Beweggrund ein edler ist.“

„Wer könnte daran zweifeln, Madame? Eine an und für sich tadelnswürthe Handlung wird oft verdienstvoll durch den Gedanken, welcher sie veranlaßt.“

So führten sie fort, den Willen Gottes zu besprechen, und ließen denselben an Dingen Interesse haben, mit denen er in Wahrheit gar nichts zu thun hatte. Wiewohl aber alles dies in geschickter Weise verhallt ausgedrückt wurde, so wurde doch bei jedem Worte der heiligen Schwester der Widerstand der Buhlerin schwächer. Hierauf die Unterhaltung auf etwas anderes ausdehnend, sprach das Weib mit dem Rosenkranze von den Häusern ihres Ordens, von ihrer Oberin, von sich selbst und ihrer zarten Nachbarin, der lieben Schwester Sancta-Milephora. Man hatte die beiden nach Havre beordert, um in den Hospitälern die blatterkranken Soldaten zu pflegen. Sie schilderte diese Unglücklichen und entwarf ein genaues Bild der schrecklichen Krankheit. Während sie, so erklärte sie, hier durch die Launenhaftigkeit jenes Preußen zurückgehalten würden, könnten viele Franzosen sterben, welche sie vielleicht gerettet hätten. Die Pflege der Soldaten wäre ihr Spezialfach: sie sei in der Krim, in Italien, in Oesterreich gewesen und, indem sie von diesen Feldzügen erzählte, entpuppte sie sich plötzlich als eine jener Frommen, welche dazu geschaffen scheinen, den Armeen zu folgen, mitten im Schlachtengetümmel die Verwundeten aufzuheben und, besser als ein Feldherr, mit einem Worte die mächtigen wilden Krieger zu zähmen; als eine wahre fromme Schwester Rantanzlom, deren narbenbedecktes Gesicht wie ein Bild der Kriegsverwüstungen im Kleinen ausseh.

Kein Mensch sagte etwas mehr, so ausgezeichnet schien die Wirkung dieser Rede zu sein.

Sofort nach dem Essen begab man sich auf die Zimmer, um erst spät am nächsten Vormittag wieder herabzukommen.

Beim Frühstück ging es ruhig her. Man wollte gleichsam dem am vorigen Abend gesäeten Samen Zeit lassen, zu keimen und Früchte zu tragen.

Am Nachmittage wurde auf Vorschlag der Gräfin ein Spaziergang unternommen, wobei der Graf verabredetermaßen Fräulein Fettfugel seinen Arm anbot und mit ihr ein Stück hinter den Andern zurückblieb.

Er sprach in jenem vertraulichen, väterlichen, dabei aber ein wenig herablassenden Tone, welchen vornehme Herren solchen Mädchen gegenüber anzuschlagen pflegen, indem er sie „mein liebes Kind“ nannte und sie von seiner hohen sozialen Stellung, von seiner unantastbaren Ehrbarkeit herab behandelte. Ohne viele Umstände zu machen, sagte er gleich:

„Also Sie ziehen, uns hier zu lassen, wo wir so gut, wie Sie selbst, allen Gewaltthatigkeiten ausgezehrt sind, welche eine Niederlage der Preußen im Gefolge haben wird; während Sie doch sich selbst und uns alle retten können, sobald Sie sich zu einer jener kleinen Gefälligkeiten bequemen, welche Sie so oft schon in Ihrem Leben gewährt haben.“

Fettfugel antwortete nichts. So spielte er bald den Sanften, bald den Vernünftigen, bald den Gefühlvollen, verstand aber immer „der Herr Graf“ zu bleiben, mochte er sich nun je nach Umständen galant, höflich oder liebenswürdig zeigen. Er stellte den Dienst, welchen sie ihnen dadurch leisten würde, in ein helles Licht und sprach von dem großen Dank, welcher sie erwarte, bis er schließlich sie plötzlich duchte und heiter sagte:

„Und weißt Du, meine Deure: er könnte sich dann rühmen, ein schönes Mädchen genossen zu haben, wie er wohl selten eine in seinem Lande finden wird.“

Fettfugel sagte noch immer nichts und vereinigte sich wieder mit der übrigen Gesellschaft. Im Gasthause angelangt, begab sie sich sofort auf ihr Zimmer und kam nicht wieder. Die Besorgniß stieg aufs höchste. Was mochte sie wohl thun? Wenn sie sich weigerte, o, wie fatal würde das sein!

Die Glocke lud zum Diner ein, allein man wartete vergebens auf die Dirne. Da trat Herr Follenvie ein und verkündete, daß Fräulein Kouffet sich unwohl fühlte und man sich nur ruhig zu Tische setzen sollte. Alle spitzten die Ohren; der Graf trat an den Wirth heran und frug ganz leise:

„Nun, ist es soweit?“

„Sawohl.“

Anstandshalber sagte er seinen Reisegefährten nichts, sondern nickte nur flüchtig mit dem Kopfe.

Sofort entrang sich einer jeden Brust ein Seufzer der Erleichterung, und Heiterkeit erschien auf Aller Gesichtern. Loiseau rief:

„Ei verflucht! sofort will ich einige Flaschen Champagner bezahlen, wenn welcher zubaken ist.“ Frau Loiseau erbleichte, als der Wirth in der That bald mit vier Flaschen ankam. Ein jeder war plötzlich geprücht geworden, und in lärmender Unterhaltung gab sich die allgemeine Freude kund. Der Graf schien zu merken, daß Frau Carré-Lamadon wirklich reizend sei, während der Fabrikbesitzer der Gräfin den Hof machte.

Blöthlich hob Loiseau die Arme empor und rief: „Ruhe!“ Alle schwiegen erstaunt, ja fast erschrocken. Hierauf lauschte er mit beiden Händen Schweigen gebietend, blickte nach der Decke, horchte wieder und verzehte schließlich in seiner gewöhnlichen Weise: „Sie können sich überzeugen: es ist alles im besten Gange.“

Man wollte ihn anfangs nicht verstehen, aber bald fühlte man sich zu einem Lächeln gezwungen. Nach Verlauf einer Viertelstunde machte er denselben Witz und wiederholte ihn im Laufe des Abends noch oft. Es war, als unterhalte er sich mit jemandem in der über ihnen gelegenen Etage, demselben zweideutige Rathschläge gebend. Zuweilen nahm er eine betrübte Miene an und seufzte: — „Armes Mädchen!“ — oder er murmelte wütend zwischen den Zähnen: — „Vorwärts, du Preußenlump!“ und fügte hinzu, als ob er mit sich selbst spräche:

„Hoffentlich werden wir sie wiedersehen, und dieser Schuft wird sie nicht etwa umbringen!“

Obwohl diese Scherze von sehr zweifelhaftem Geschmack waren, gefielen sie doch und verletzten niemand, und die Luft war gleichsam allmählig mit zotenhaften Gedanken geschwängert. Beim Dessert machten selbst die Frauen geistreiche, aber anzügliche Bemerkungen. Aller Blicke funkelten, denn man hatte viel getrunken. Der Graf, welcher selbst in seinen schwachen Stunden den Schein der Würde bewahrte, fand einen sehr geschmackvollen Vergleich ihrer Lage mit der Freude von Schiffbrüchigen, welche mit dem Ende des Polarwinters eine Rettungsstraße sich nach den Süden öffnen sehen.

Loiseau stand, ein Glas Champagner in der Hand, auf und rief begeistert:

„Ich trinke auf unsre Befreiung!“

Alle hatten sich erhoben und klatschten ihm Beifall. Selbst die beiden frommen Schwestern, durch die übrigen Damen angeregt, waren bereit, ihre Lippen in diesen schäumenden Wein zu tauchen, den sie noch nie gekostet hatten. Sie erklärten, daß derselbe eine gewisse Aehnlichkeit mit der Brauselimonade besitze, aber allerdings viel feiner schmecke.

Der russische Markt.

Eine weltwirtschaftliche Umschau.

II.

Doch Bismarck hat ja etwas gethan, um die von Frankreich drohende Gefahr theilweise zu beschwören. Zunächst suchte er die russische Freundschaft zu bewahren. Als das nicht mehr möglich war, weil man in Petersburg und mehr noch in Moskau unter gar keinen Umständen mehr mit ihm etwas zu thun haben wollte, weil er dort jedes Vertrauen verloren hatte, so schloß er zunächst das Bündniß mit Oesterreich-Ungarn und dann mit Italien, und zwar angeblich zur Erhaltung des Friedens.

Dieses Bündniß ist zur Zeit wahrscheinlich noch stark genug, um Rußland und Frankreich vor einem Kriege zurückzuschrecken, es hat aber nicht die Garantie der Dauer, wegen der Schwäche Italiens und dessen Unzuverlässigkeit, die zum Theil wieder auf der Schwäche beruht.

Italiens Handelsbilanz war stets passiv, seine Zahlungsbilanz ist es heute noch. Sie ist im alten Römerreich aktiv gewesen durch den Tribut der unterworfenen Völker; im Mittelalter bezog es Zwischenhandelsgewinn als Entrepot des Waarenverkehrs von Europa mit der Levante; von Karl dem Großen ab kamen dazu die jährlichen Geldsendungen aus der ganzen Christenheit an den Papst in Rom. Die ersteren beiden Quellen fließen längst nicht mehr, die letztere tröpfelt nur noch und kann, in Folge der kirchenfeindlichen Politik Italiens, ganz versiegen. Während so Handels- und Zahlungsbilanz Italiens passiv sind, die Staatsschuld und Steuerlast wächst, der Wohlstand ab- und die Auswanderung zunimmt, ist Italien dieses kostspielige Bündniß augenscheinlich nicht eingegangen, um seinen unhaltbaren Zustand, den Niemand von seinen Nachbarn bedroht, aufrecht zu erhalten, sondern um durch Siege seiner Bundesgenossen neue und einträgliche Eroberungen zu machen und zwar das bald; denn lange kann das junge Reich die Last des hohen Kriegsbudgets nicht ertragen. Die wachsende Noth erregt ohnehin dem Bündniße viele Feinde im Volke, und da dieß auf die Regierung großen Einfluß besitzt, so ist das Bündniß doch auch ein recht unsicheres. Unter allen Umständen ist das Bündniß mit Italien keine vollgültige Kompensation für die dauernd gesicherte Feindschaft Frankreichs, die uns Fürst Bismarck als Erbe seiner auswärtigen Politik hinterlassen hat.

Das Bündniß Deutschlands mit Oesterreich hat allerdings eine solidere Basis. Denn wenn eine dieser beiden Mächte durch irgend ein Unglück leistungsunfähig würde, so wüchse dadurch die Uebermacht Rußlands über den anderen jener zwei Staaten so sehr, daß er ohne Kampf in ein Vasallenverhältniß zu Rußland herabsinken würde. Indes hat Fürst Bismarck, nachdem er schon nicht mehr Beamter war und nicht mehr das Recht hatte, die Geheimnisse des Deutschen auswärtigen Amtes preiszugeben, wenn er sich nicht einem Verfahren aussetzen wollte, wie er es gegen den Grafen Harry Arnim geübt hatte, erklärt, seiner, doch zur Zeit des Bündnißabschlusses maßgebenden Ansicht nach, decke Deutschlands Verpflichtung nur Oesterreichs Besitzstand, nicht aber dessen, sagen wir einmal „Balkanposition“. Unter das

Denkmal Andrássy's, der jenes Bündniß mit Bismarck schloß, das am unangesehensten populär auch nur in Ungarn ist, wollten, sagt man, die Ungarn schreiben: „Andrássy le grand“; jetzt soll man als zweite Zeile darunter zu setzen vorschlagen: „Dupe de Bismarck“. Man weiß in Oesterreich sehr gut, daß Rußland einen Angriff auf die „Erblande“ nicht plant, und wenn Oesterreich, trotz der Kosten, die ihm jenes kostspielige Bündniß auferlegt, daran festhält, so muß das Bündniß allerdings auch die „Balkanposition“ Oesterreichs schützen. Die nachamtliche Enthüllung des Fürsten Bismarck wird also wohl einen Zusatzparagraphen in dem Bündnißvertrage zur Folge haben, was im Interesse der Ehelichkeit und also der Dauer auch recht wünschenswerth wäre.

Das Bündniß vernichtet zum größten Theile das Werk von 1866. Schon oft hat die Hegemonie in Deutschland gewechselt. Zwischen Franken, Sachsen und Schwaben, dann zwischen den uralten Stämmen der schwäbisch-alemannischen Süddeutschen und der sächsisch-wendischen Norddeutschen. Heinrichs des Löwen Versuch, sie auf den Norden zu übertragen, scheiterte. Wilhelm I. schien es gelungen zu sein, den Knoten bei Sadowa zu zerhauen: die starke süddeutsche habsburgische Macht sollte aus Deutschland ausgeschlossen, das übrige Deutschland an den deutsch-slavischen Nordstaat, Preußen, angeschlossen werden. Beide Staaten sollten, eben so unabhängig von einander, als jeder von ihnen etwa neben Schweden oder Portugal, bestehen. Keine Hegemonie mehr, wie früher, sondern Alleinherrschaft neben Ausschluß. Mir scheint, der historische Zug der Deutschen nach Zwiespalt in der Einheit ist größer, mächtiger als das „Gebild aus Bismarcks Hand“ von 1866. Die Bedrohung durch östliche und westliche Nachbarn zwang zur Erzeugung des 1866 zerfallenen Bundes durch das neue, hoffentlich zweckentsprechendere Bündniß. Was von Bismarcks Werk in 1866 übrig blieb, ist die Befestigung einiger Reichsfürsten.

Doch immerhin: nehmen wir an, Italien bleibe dem Bündniße treu, es lege Frankreich lahm, Deutschland und Oesterreich hätten von Frankreich und Italien nichts zu fürchten, sie blieben beide treu vereint und der Friede bliebe durch die etwas auf Stelzen stehende Kombination gesichert, welche Fürst Bismarck uns als Resultat seiner zwanzigjährigen Friedensdiktatur hinterlassen hat; nehmen wir einmal diesen, nach Ansichten selbst der Verhörer des gestützten Bismarck günstigsten Fall an — wie würde sich voraussichtlich in zwanzig oder dreißig Jahren das Verhältniß von Deutschland + Oesterreich: Rußland gestalten?

Aus Gründen, auf die ich weiterhin kommen werde, noch ungünstiger, als es die Veränderung in der relativen Bevölkerung annehmen läßt, die ich durch einige Zahlen andeuten muß.

Zu Beginn der revolutionär-kriegerischen Periode 1859/71, welche das Werk des Wiener Kongresses von 1815 umstieß, hatte sich Rußlands Bevölkerung schon zur gleichen Höhe jener von Oesterreich-Deutschland-Preußen, zu 76 Millionen, erhoben, während doch 1815 das Verhältniß noch war wie 45:57 oder 80 zu 100 gewesen war. Heute hat Rußland 113, Deutschland und Oesterreich haben zusammen 89 Millionen Einwohner, und in 30 weiteren Friedensjahren würden, bei ihrem jetzigen Vermehrungskoeffizienten, Oesterreich und Deutschland zusammen 110 Millionen, Rußland aber 157 Millionen Einwohner haben. Das Sachverhältniß, welches war:

| | |
|--|---------|
| 1815 Rußland zu Deutschland u. Oesterreich wie | 80:100 |
| war 1859/60 | 100:100 |
| ist 1890 | 100:80 |
| wird sein 1920 | 100:70 |

Wahrscheinlich ist nach dreißig Jahren das Mißverhältniß noch größer, quantitativ und qualitativ. Der Vermehrungskoeffizient der russischen Bevölkerung ist jährlich noch größer, als ich oben annahm, etwa $1\frac{1}{2}\%$, der Oesterreichs nur noch wenig über 0,9 und Deutschlands 0,7%. Auswanderung, welche in die Hunderttausende jährlich Deutschland und Oesterreich verlassen, und das auch hier schon vielfach eingebrungene Einkindsystem haben den Volksvermehrungskoeffizienten herabgedrückt und werden das höchstwahrscheinlich in steigendem Maße thun. Indem ich die religiösen Momente in dieser Sache Berufenen überlasse, beschränke ich mich auf die ökonomischen Ursachen dieser für uns betrübenden Erscheinung: Abnahme des Wohlstandes, wenn auch der Reichtum gleichzeitig wachsen sollte, relative Abnahme der selbständigen oder auskömmlich entlohnten Mittelstandspositionen bewirken das Sinken des Volksvermehrungskoeffizienten, sei es, daß Auswanderung oder „Enthaltjamkeit“ allein oder beide zusammen wirken. Frankreich leidet bekanntlich schon länger an dieser Krankheit, welche die uns aus dem heidnischen Alterthum her bekannte Kinderauszehrung, die der germanische wie der römische Vater übte, ersetzt.

Das Mittelalter hatte als Corrigens Manches: nicht einziehbarer Bauernstellen, neue Ansiedlungen und Rodungen, gesicherte Handwerker- und Kaufmannsstellungen und zur Abrundung die Klöster. Wir, wie gesagt, haben Auswanderung und Enthaltjamkeit in der Kindererzeugung, und werden bald auf die letztere Praxis beschränkt sein, da Amerika es müde wird, unseren Proletariern eine Erbdotterung zu geben; es wird sehr bald von den Einwanderern einen Vermögensnachweis, wahrscheinlich mindestens von 100 Dollars, verlangen. Rußland dagegen hat ein Feld für seine zunehmende Bevölkerung in jenem Sibirien, das es erst kürzlich anfängt, durch Eisenbahnen dem Verkehr zu eröffnen und also ansiedlungsfähig zu machen. Für gewiß hundert Jahre kann Rußland alle

sich in den europäischen Theilen des Reiches bildende proletarische, bezugslose Bevölkerung in seinem asiatischen Besitz kolonisieren, die dort eine stärkere Vermehrung haben wird, als ihre Eltern in dem europäischen Rußland.

Nun bin ich von der mir doch eigentlich fremden und auch an sich ziemlich unberechenbaren Politik auf den sicheren Boden der ökonomischen Verhältnisse gelangt und hoffe hier zu einigermaßen sicheren Schlüssen zu kommen.

Immerhin scheint es nach dem Vorhergehenden bereits wahrscheinlich, daß Rußland rein und allein durch das Anwachsen seiner Bevölkerung mit jedem Jahr schneller an Macht wächst, als die verbündeten beiden Nachbarn desselben. Ich werde mich aber auch in der traurigen Lage sehen, den Beweis dafür zu erbringen, daß Rußland nach zwanzig oder gar dreißig Jahren mehr Wohlstand und mehr Rationalreichtum besitzen wird, als seine beiden Nachbarn, und daß seine Existenz als eine europäisch-asiatische Macht für seine Nachbarn gleichbedeutend mit einem fortschreitenden Bearmungsprozeß ist.

Vor etwa acht Jahren war ich so unvorsichtig, im Wiener „Vaterland“ einen Artikel mit der Ueberschrift: „Europa verarmt“ zu veröffentlichen. Die liberale Presse hatte mich nun schön ertappt! „Wo lebte ich denn? Sah ich denn nicht das Wachsen der Kapitalien und ihre Anlage in Staatsanleihen und Gründungen, die Fonds in den Banken?“

Nun, ich sah das Alles; aber ich sah auch, daß der Markt für europäische Waaren, welcher sich seit dem Ende des dreißigjährigen Krieges fortwährend erweitert hatte, welcher, indem er wirksame Nachfrage und lohnende Preise schuf, die für den wachsenden Bedarf ungenügenden Ränfte umwarf, Manufakturen und Fabriken schuf, neben den Arbeitslohn des Mittelalters und bald über ihn den aus dem Alterthum und der Sklavereiperiode bekannten Kapitalzins in der Produktion setzte — daß dieser Kolonialmarkt für europäische Waaren, welcher seinerseits auf Sklavenarbeit beruhete, oder auf der von Leibeigenen in Rußland, sich zusammenzog, und ich war schon damals davon unterrichtet, daß er zum großen Theile verloren gehen werde. Verliert Europa an Markt für die Waaren, welche seine Bevölkerung produziert, so muß es verarmen, so muß auch seine wirtschaftliche Organisation sich ändern, weil dann der sinkende Preis der Waaren nicht mehr Lohn, Kapitalreproduktion, Unternehmergewinn und Kapitalzins abwirft.

In den Jahren 1873 bis 1875 lag eine sehr folgenschwere Entscheidung in der Hand eines damals sehr mächtigen, aber auf dem betreffenden Gebiet gänzlich inkompetenten Mannes, Bismarcks, und die Entscheidung fiel für Europa unglücklich aus.

Im Jahre 1881 veröffentlichte ich Briefe, die Rodbertus an mich geschrieben hatte (Berlin, Verlag von A. Klein), darunter einen vom 29. November 1871, worin jener große Nationalökonom mir schrieb: „Ich weiß nicht, ob Sie Bleichröder oder mich für einen besseren Nationalökonom, oder mich oder Bleichröder für einen größeren Juden halten, aber ich bin seit überzeugt, daß wenn Bleichröder und ich Bismarck Vorträge über soziale Fragen hielten, er dem, „der von Anfang der Welt an zählt“, sein Ohr leihen würde.“ Das ist richtig. Bleichröder und später der Friedrichsruher bekannte Bismarck'sche Oberförster Lange haben auf die deutsche Wirtschaftspolitik der letzten fünfzehn bis zwanzig Jahre mehr Einfluß gehabt als der deutsche Kaiser und das deutsche Volk zusammengekommen. Wohin eine solche Leitung der Wirtschaftspolitik durch einen hierin gänzlich inkompetenten Staatsmann führen mußte, war uns damals nicht dunkel; denn in jenem oben zitierten Briefe schrieb mir Rodbertus ferner: „Zwei Riesen trägt das 19. Jahrhundert, einen Imperator, der seinen Platz neben Alexander dem Großen, Cäsar, Karl dem Großen findet, Napoleon I., und einen Diplomaten und internationalen Staatsmann, der vielleicht garnicht seines Gleichen hat. Aber ersterer mußte doch auf den Schneefeldern Rußlands verbluten, und ich meinerseits fürchte, die soziale Frage ist auch der russische Feldzug von Bismarcks Ruhm.“

Freunde Bismarcks hatten schon während des Krieges bemerkt, daß derselbe das Gleichgewicht zwischen seiner Ansicht über seine Befähigung und dieser selbst verloren hatte, und wollten ihn für seinen Ruhm und zu Deutschlands Glück damals unschädlich machen, indem sie (vergl. den ebenfalls publizirten Brief von Rodbertus an mich vom 5. März 1871) vorschlugen, Bismarck zum souveränen Herzog von Lauenburg zu machen, wodurch er zwar Bundesfürst geworden wäre, aber als Reichslanzler hätte abhandeln müssen. Bismarck wollte aber nicht; wahrscheinlich wollte er die Macht nicht aus den Händen geben. Den Titel hat er nun doch bekommen. Aber ist nicht Rodbertus' Prophezeiung wörtlich in Erfüllung gegangen? Die anderthalb Millionen sozialdemokratischer Reichstagswähler haben ihn gestürzt, leider achtzehn Jahre zu spät!

Moralische Flausen.

Ein Stereotyp Vorwars unserer Gegner ist, daß wir den Genossen den Meineid empfehlen sollen. Noch kürzlich brachte ihn Rehnert im Reichstag bei seiner letzten Sozialistenverpöpfung wieder vor. Auch selbst relativ objektive Leute, welche uns mit ruhigerem Blute betrachten, entrüsten sich gelegentlich über diese unsere

Unmoral. So schreibt z. B. Prof. Hertner in seinem Aufsatz „Die Aussperrung der Tabakarbeiter in Hamburg“ im Deutschen Wochenblatt: „Nun haben aber die Arbeiter ihre an und für sich sympathische Sache durch einen groben Fehler schwer geschädigt und sich unklugerweise ins Unrecht verlegen lassen. Sie haben ein höchst bedenkliches Nothrecht proklamirt, wenn sie erklärten, gegenüber dem Gewaltstreiche der Fabrikanten „wären sittliche Bedenken durchaus nicht am Plage, ja die Lüge erschiene da als eine Tugend.“ — Es handelte sich darum, wie unsere Leser wohl wissen, daß die Unternehmer an die Arbeiter das Verlangen stellten, sich schriftlich zu verpflichten, aus dem Fachverein auszutreten. Die Lohnkommission empfahl darauf im Laufe der Verhandlungen und Kämpfe, die Unterschrift einfach zu geben und doch im Verein zu bleiben.

Gewiß, wenn man gemüthlich in seiner Stube sitzt und mit wohlwollendem Lächeln die Dinge draußen betrachtet, so kann man über eine solche Unmoral leicht empört werden. Was! lägen wollen sie! Pfiui! Wie unmoralisch! Ueb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab! Nein, so sympathisch mir die Leute sonst sind, aber wenn sie anfangen zu lägen — weg mit ihnen!

Aber die Arbeiter sitzen eben nicht ruhig in ihrer Stube und studiren, sondern sie führen einen Kampf. Und im Kampfe geht es anders her, wie in der warmen Stube. Es hat eben alles seine eigene Moral: jede Klasse, jeder Mensch, alle Verhältnisse; und so ist denn auch die Moral der um ihre Ideale kämpfenden Arbeiter anders, als die Moral von Professoren und Reichstagsabgeordneten; und es ist eine große Naivität, wenn einer seine Moral dem andern aufdrängen will.

Der gegenwärtige Zar hat einmal anlässlich der terroristischen Nihilisten gesagt: „Was mir am verhasstesten an ihnen ist, das ist die Freigebigkeit, welche sie von dem ehrlichen Kampfe zurückhält und zum Mord treibt.“ Das war eben naiv, wie das Urtheil des Freiburger Professors, daß durch die Proklamirung der Lüge als Kampfmittel sich die Arbeiter „auf eine abschüssige Bahn begeben haben.“

Die Progen haben die Macht in Händen, sie können den Arbeitern befehlen, was sie wollen. Die Arbeiter sind zu schwach, um ihnen direkt widerstehen zu können. Was sollen sie machen? Sollen sie aus freien Stücken neben den materiellen Gensdarmen sich noch einen moralischen setzen? Sollen sie sich selbst knechten helfen?

Das sind eben keine gemüthlichen Auseinandersetzungen, die sie mit den Fabrikanten haben; das sind keine Streitigkeiten, die durch einen „Unparteiischen“ gerecht entschieden werden können, sondern das ist ein Stüd Klassenkampf, der nur durch die Macht entschieden wird. A la guerre, comme à la guerre. Wie würde man lachen, wenn ein General den feindlichen Truppen Mittheilungen machen wollte, wohin er marschiren wird; er will nämlich eine Finte machen, aber er hält es für unmoralisch, zu lägen. Nun, der Kampf des Proletariats ist ebenso Krieg, hier stehen sich ebenso zwei Feinde gegenüber; und es würde eben sehr unstimulig sein, wenn man die Moral, welche man in den harmlosen privaten Zwistigkeiten anwendet, auf den großen, geschichtlichen Kampf übertragen wollte.

Gewiß, wir rathen den Arbeitern, wo sie dem durch den Staat unterstützten und ihm auch sonst schon tausendfach überlegenen Kapital gegenüber nicht stark genug sind, die Lüge als Kampfmittel anzuwenden; vom Meineid rathen wir ihnen ab, weil der schlimme strafgesetzliche und bürgerliche Folgen nach sich zieht. Wenn irgend möglich, ist es freilich besser, den offenen Kampf zu wagen, weil der mehr Selbstbewußtsein und Vertrauen auf die eigene Kraft einflößt, Eigenschaften, die dem Arbeiter leider noch zu sehr fehlen. Aber wo das nicht angeht, da brauchen sie sich nichts aus den moralischen Flausen zu machen, da können sie ruhig der Gewalt die Lüge entgegensetzen. Verzichteten die Gegner auf die Gewalt, so werden auch sie auf die Lüge verzichten.

Der sittliche Staat.

Ein Feigenblatt ist natürlich noch keine Moral, das wissen wir wohl; und wenn der Vogel Strauß den Kopf in den Sand steckt, um den Jäger nicht zu sehen, so nutzt das nichts dagegen, daß der Jäger ihn sieht, das wissen wir auch. Aber der Staat weiß das nicht. Der Staat ist der ewige Vogel Strauß, und der Staat ist unfähig, den Unterschied zwischen Feigenblatt und Moral zu kapiren. Wir haben das ja erst kürzlich an uns gemerkt, als wir etwas Unmoralisches — nicht gethon, bewahre! — beschrieben hatten. Thun darf man es, das ist nicht verboten, aber man muß immer das Feigenblatt davor kleben. Wehe, wenn man gegen den Feigenblatt-Gesetzparagraphen verstößt; wehe, wenn man die Unmoral beschreiben!

Die Feigenblatt-Taktik hat der Staat überall angewendet; besonders natürlich bei der Prostitution.

Die Prostitution ist ein nothwendiges Uebel in der gegenwärtigen Gesellschaft. Das sieht selbst der Staat ein, und deshalb erkennt er die Verpflichtung an, sie durch eine sanitäre Ueberwachung wenigstens in einigen ihrer furchtbaren Folgen weniger schädlich zu machen. Aber die Prostitution ist so unmoralisch, so unsittlich, so gemein, so widerwärtig! Schnell vor mit dem Feigenblatt! Und das Feigenblatt ist sofort bei der Hand. Eben von der Kontrollstation zurückgekehrt, sagt der Staat mit un-

schuldiger und erstaunter Miene: Prostitution? Kenne ich garnicht! Siebt's denn so was? Nein, das ist nicht möglich! In meinen Gesetzen steht, daß die Prostituirten kein klagarbares Recht auf Geldforderungen für ihre Dienste haben; in meinen Gesetzen ist verboten, Prostituirten zur Ausübung ihres Berufes eine Wohnung zu überlassen, weil das Kuppelei ist — also, ich erkenne die Prostitution ja garnicht an! Nein, ich bin moralisch, ich bin sittlich, ich bin unschuldig; ich habe das größte und schönste Feigenblatt vorgejucht, um es vor den Schaden zu kleben! Mir kann Keiner einen Vorwurf machen!

Welche Folgen diese nichtswürdige Heuchelei für die schon ohnehin unglückliche Klasse der Prostituirten haben muß, ist leicht einzusehen. Wohnen müssen sie; aber wer wird sie aufnehmen? Doch nur derjenige, der bei ihnen einen so großen Profit zu machen hofft, daß er den Schaden, den ihm eine eventuelle Verurtheilung wegen Kuppelei zufügt, bei Weitem herauschlägt. Mit anderen Worten: Die Prostituirten müssen dank dieser „Sittlichkeit“ des Staates außer den Miethszins ihrem Wirth noch eine Affekuranzprämie bezahlen.

Da ihre Forderungen an ihre Gäste nicht einlagbar sind und der Staat sie ohne jeden Rechtsschutz läßt, so müssen sie sich nach einem anderen Mittel umsehen, sich ihr Verdienst zu sichern, und das Einzige, was ihnen übrig bleibt, ist, daß sie einen Zuhälter zu sich nehmen, der nöthigenfalls den Gast mit Gewalt zum Bezahlen zwingt. Und so macht die „Sittlichkeit“ des Staates einen übermäßig theuren Rechtsschutz für sie nöthig.

Wie diese Heuchelei diese Unglücklichen bedrückt, zeigt eine Notiz, die wir der „Arbeiterin“ entnehmen:

„In den Jahren 1884 und 85 war die saporirte Booth, geborene März, wegen Konvention der sittenpolizeilichen Kontrolle und wegen Kuppelei mit geringen Vorstrafen belegt worden. Ueber 5 Jahre lang hatte sie die Gewährung von Gelegenheit zur Unzucht vermieden, jedenfalls doch nur um nicht abermals dem Strafrichter vorgeführt zu werden, und ihren eigenen Körper preisgeben. Jetzt aber wird sie krank. Unfähig irgend welche Arbeit zu verrichten, ohne Hilfe von irgend einer Krankenkasse, bleibt ihr zum Erwerb ihres Unterhaltes, also um nicht zu verhungern, wieder nur übrig zur Kuppelei zu greifen. Sie ist denn auch geständig, mehrmals in den Jahren 1889 und 90 an Prostituirte vermietet zu haben. 4 Zeuginnen sind geladen; nach Abhörnung der beiden ersten jedoch schon die Beweisaufnahme geschlossen. Was diese beiden (ebenfalls natürlich Prostituirte) auszusagen, giebt, so wenig es ist, ein „herrliches“ Bild von den Berliner Sittenverhältnissen. Die Erste hat mit ihrem Zuhälter bei der Angeklagten gewohnt und pro Tag 4,50 Mark bis 5 Mark Miete zahlen müssen. Rechnet man noch den Lebensunterhalt des Zuhälters hinzu, so kann man sich denken, wie diese Mädchen ausgebeutet werden! Der Zweiten ist auf der Treppe (!) Gelegenheit geboten worden, und hat sie für jedes Mal 1 Mark zahlen müssen. Erst einmal als „Vermietherin“ bekannt, konnte die Angeklagte natürlich, ohne fürchten zu müssen, angezeigt zu werden, Nichts mehr verweigern. Urtheil: 6 Woche, Gefängniß und Stellung unter Polizeiaufsicht.“

Vom Reichstag.

64. Sitzung.

Zweite Beratung des Arbeiterschutzgesetzes.

§ 105, wonach die Festsetzung der Verhältnisse zwischen den selbstständigen Gewerbetreibenden und den gewerblichen Arbeitern Gegenstand freier Uebereinkunft sein soll, wird ohne Diskussion angenommen.

§ 105a, bestimmt, daß zum Arbeiten an Sonn- und Festtagen die Gewerbetreibenden ihre Arbeiter nicht verpflichten können. (Natürlich ist das bloße Finte; wenn die Unternehmer auch „nicht verpflichten können“, so haben sie doch tausend Mittel, die Arbeiter indirekt zu zwingen. Einen Bericht für die Arbeiter hätte der Paragraph nur, wenn er auslegte, daß Arbeiten an Sonntagen verboten sind, in der jetzigen Fassung ist es nur Spiegelscherelei, wie die ganze Sozialreform.)

Ein Antrag Orterer will die Ausnahmen besser präzisiren, sie sollen nur dort stattfinden, wo die Natur des Gewerbetreibendes Ausschub oder Unterbrechung nicht gestattet (dadurch würde wenigstens den größten Willkürlichkeiten vorgebeugt).

Abg. v. Stumm (Rp.) erklärt sich gegen den Antrag, der eine rein formale Aenderung bezweckt.

Abg. Bebel erklärt, daß seine Parteigenossen in der Kommission das Gesetz schließlich abgelehnt hätten, weil sie gegen die Tendenz einzelner Theile des Gesetzes wären. Ueber den Gesetzentwurf in seiner Gesamtheit hätten sie keine Ursache sich zu freuen. — Redner ist mit dem Antrage Orterer einverstanden, da sonst zu viel Ausnahmen und eine Lage Prearis die obligatorische Einführung der Sonntagsruhe illusorisch machen würde.

Minister v. Berlepsch bittet, den Antrag Orterer abzulehnen. Die Sonntagsruhe sei der Grundton des Gesetzes, aber Ausnahmen seien erforderlich, und da sei es bedenklich, den Betriebsleiter zu verhindern, eine ihm nöthig scheinende Arbeit am Sonntag zur Ausführung zu bringen. („Nöthig scheinende Arbeit“ ist gut. Natürlich scheint ihm jede Arbeit nöthig, die dem Unternehmer Profit bringt.)

Nach kurzer weiterer Debatte wird § 105a unter Ablehnung des Antrags Orterer (darfür Centrum und Sozialdemokraten) in der Kommissionsfassung gegen die Stimmen der Sozialdemokraten angenommen.

§ 105b legt die Ruhezeit an Sonn- und Festtagen, und zwar in seinem ersten Abschnitt für die Betriebe von Bergwerken, Salinen, Aufbereitungsanstalten, Bächen und Gruben, Zimmereiplänen, Werken und Bauten aller Art für einen Feiertag auf mindestens 24, für zwei aufeinanderfolgende Sonn- und Festtage auf 36, für das Weihnachts-, Oker- und Pfingstfest auf 48 Stunden fest. Die Ruhezeit ist von 12 Uhr Nachts zu rechnen, in Betrieben mit regelmäßiger Tag- und Nachtschicht, sofern der Bundesrath ein Bedürfnis dafür anerkennt, frühestens von 6 Uhr Abends des vorhergehenden Werktages, spätestens von 6 Uhr Morgens des

Sonn- und Festtages, und muß bei zwei auf einander folgenden Sonn- und Festtagen bis 8 Uhr Abends des zweiten Tages dauern.

Dazu liegen eine Reihe von Anträgen vor.

Die Dauer der Ruhezeit für einen Sonn- und Festtag will ein Antrag Auer (Soz.) auf mindestens 36 Stunden, ein Antrag v. Münch auf mindestens 32, ein Antrag Hähnele (Bolsdp.) auf mindestens 30 Stunden festlegen; die Ruhezeit für 2 aufeinanderfolgende Sonn- und Festtage soll nach dem Antrag Auer mindestens 60, nach dem Antrag v. Münch mindestens 56 Stunden dauern. Nach dem Antrag Auer soll die Ruhezeit am vorhergehenden Werktag spätestens Abends 6 Uhr beginnen, nach dem Antrag v. Münch spätestens 12 Uhr Nachts beginnen und frühestens um 4 Uhr Morgens des darauffolgenden Werktages endigen. Nach einem gemeinsamen Antrag Dr. Guffelisch (Df.), Dr. Hartmann (kons.), Letocha (Zr.), v. Stumm (Rp.), kann in Betrieben mit regelmäßiger Tag- und Nachtschicht die Ruhezeit frühestens um 6 Uhr Abends des vorhergehenden Werktages, spätestens um 6 Uhr Morgens des Sonn- oder Festtages beginnen, wenn für die auf den Beginn der Ruhezeit folgenden 24 Stunden der Betrieb ruht. Ein Antrag Holzmann will diesen letzten Bedingungsatz von der 24stündigen Ruhe des Betriebes streichen.

Abg. Holzmann (ul.) meint, die „Industrie“ (heißt der Profit) könne das nicht vertragen. (Der Profit ist nervös.)

Abg. Bebel (Soz.) hält eine Minimalsonntagsruhe von 36 Stunden für unerlässlich zur völligen Erholung des Arbeiters. Zugleich müsse das Verbot der Nacharbeit verlangt werden, weil sonst die Arbeitgeber zu dieser greifen würden, um den Ausfall der Sonntagsruhe auszugleichen. Nach einer 60-stündigen Pause bei zwei aufeinander folgenden Feiertagen könne die deutsche Industrie sehr wohl vertragen. Mit den Kommissionsbestimmungen werden die Arbeiter in keiner Weise zufriedengestellt werden.

Nach weiterer Diskussion, in welcher immer dasselbe wiederholt wird, wird der erste Abschnitt des § 105b unter Ablehnung aller anderen Anträge mit der Aenderung des Antrages Guffelisch gegen die Stimmen der Sozialdemokraten angenommen.

65. Sitzung.

Die zweite Beratung des Arbeiterschutzgesetzes wird fortgesetzt bei § 105b Absatz 2, welcher von der Sonntagsruhe im Handelsgewerbe handelt.

Danach dürfen Gehilfen, Lehrlinge und Arbeiter am ersten Weihnachts-, Oker- und Pfingsttage überhaupt nicht, im Uebrigen an Sonn- und Festtagen nicht länger als 5 Stunden beschäftigt werden. Durch statutarische Bestimmungen können Gemeinden oder weitere Kommunalverbände diese Zeit für alle oder einzelne Zweige des Handelsgewerbes noch herabsetzen, oder die Arbeit ganz untersagen. Für die letzten vier Wochen vor Weihnachten, sowie für einzelne Sonn- und Festtage, an welchen örtliche Verhältnisse einen erweiterten Geschäftsverkehr erforderlich machen, kann die Polizeibehörde eine Vermehrung der Arbeitszeit bis auf zehn Stunden zulassen. Dazu liegen eine Reihe von Aenderungsanträgen vor: Ein Antrag Auer (Soz.) will die Sonntagsarbeit nur drei Stunden bis 12 Uhr Mittags, ein Antrag Frhr. v. Münch nur 4 Stunden, ein Antrag Böllmer-Dirsch (Df.) nur bis 3 Uhr Nachmittags, und zwar in offenen Verkaufsstellen 5, sonst nur 3 Stunden gestatten. Am ersten Weihnachts-, Oker- und Pfingsttage will ein gemeinsamer Antrag Dr. Guffelisch, Dr. Hartmann, Letocha, Möller, Frhr. v. Stumm eine zweiständige Arbeitszeit zulassen. (Damit die Industrie nicht Noth leidet.)

Abg. Singer (Soz.) Es handelt sich darum, einer großen Anzahl von Menschen, deren Arbeitskraft noch weit mehr als die der Arbeiter ausgenutzt wird, einen freien Sonntag zu verschaffen. Im Kleinvertriebe dauert die Arbeitszeit oft 15 bis 16 Stunden. Die Beschlüsse der Kommission genügen nicht, denn bei einer fünfständigen Arbeitszeit wird der Sonntag zerrissen und von einer wirklichen Erholung, von einem wirklich freien Sonntag ist da nicht die Rede. Ebenjowenig darf der Schluß der Geschäfte zu einer späten Stunde erfolgen. Früher haben wir eine 5-stündige Arbeitszeit als Uebergang vorgeschrieben. Da aber einstimmig in Unternehmertreue man eine 3-stündige Arbeitszeit für genügend hält, haben wir 3 Stunden beantragt. Im Laufe der Zeit wird sich die Sache von selbst schon so regeln, daß die Geschäfte sämmtlich um 12 Uhr geschlossen werden. Eventuell würden wir vorläufig mit einem Schluß etwa um 1 Uhr zufrieden sein. Jedenfalls muß der Nachmittag ununterbrochen frei sein. Entschieden wenden müssen wir uns dagegen, daß man die Entscheidung über die Zeit des Schließes der Geschäfte den Behörden überläßt; denn in Wirklichkeit würde man damit die Entscheidung in die Hände der Beschlüssigten selbst legen.

66. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Bebel (Soz.): Unser Antrag entspricht durchaus den Wünschen der Interessenten. Nirgends sind die Arbeitsbedingungen so ungünstig, wie das Personal so ausgebeutet, wie im Handelsgewerbe, namentlich im Kolonial- und Materialwaarengeschäfte, für die in den großen Städten die Arbeitszeit 16—18 Stunden dauert, und zugleich die Wohnungen dieser jungen Leute außerordentlich schlecht sind. Der Geschäftsbeschluß um 12 Uhr wird als Erholung für diese Existenzen genügen, ist aber auch nothwendig. Mit den Badnerinnen ist es ebenso. Es ist eine unerhörte Behringzucht eingetrieben, um am Personal zu sparen. Wenn die Landleute nicht mehr am Sonntag in der Stadt einkaufen können, werden sie sich mehr daran gewöhnen, aus den kleinen Geschäften auf dem Lande zu kaufen, das ländliche Kleinvertriebe wird also gestärkt werden.

Abg. Dr. Krause (Df.) meint, daß es den kleinen Geschäftsleuten, die kein Personal haben, Vergnügen macht, Sonntags im Laden zu stehen. (Wenn Niemand am Sonntag auf hat, so müssen doch die Leute eben am Sonnabend einkaufen!)

Abg. Frhr. v. Stumm (Rp.) bezeichnet die Schilderung des Abg. Bebel von der Ausbeutung der Zeit der Handlungsgehilfen als übertrieben. Zum Spazierengehen haben sie immer noch Zeit. Sie haben ja sogar Zeit, sozialdemokratische Vorträge anzuhören.

Abg. Bebel: Wenn die kaufmännischen Angestellten nur einen kleinen Bruchtheil von der Zeit hätten, spazieren zu gehen, die Abg. Frhr. v. Stumm in Folge seiner sozialen Stellung hat, so würde ich nicht Reden zu halten brauchen, die Herrn v. Stumm unangenehm sind.

§ 105b, Alinea 2 wird unter Ablehnung der Anträge Böllmer-Dirsch und Auer (darfür die Sozialdemokraten und ein Theil der Freisinnigen) angenommen, ebenso die Artikel A und B mit dem Antrage Bebel.

§ 105c zählt die von den Bestimmungen über die Sonntagsruhe nicht getroffenen unaufschiebbaren Arbeiten auf. Bei diesen Arbeiten sind, sofern sie länger als drei Stunden dauern, den Arbeitern an jedem dritten Sonntage volle 36 Stunden, oder an jedem zweiten Sonntage mindestens 12 Stunden von 6 Uhr Morgens an frei zu lassen.

Die Diskussion dreht sich zunächst um die Kontrolle dieser Bestimmungen. Die Bourgeoispartei wollen natürlich von Kontrolle nichts wissen.

Abg. Biehl (Zr.) meint, daß die wirksamste Kontrolle in den Betrieben selbst liegt; man dürfe den Arbeitgeber, der durch die jüngste Arbeitergesetzgebung schon genug in Anspruch genommen sei, nicht noch mehr mit Schreibereien belästigen. (Wie sonstig! Die wirksamste Kontrolle ist der Arbeiter selbst! Ja, aber wenn sie müssen, so steigen sie hinaus!)

Abg. Bebel (Soz.) ist für Beibehaltung der Kontrolle. Es müsse verhütet werden, daß eine große Anzahl von Arbeiten als Reinigungsarbeiten bezeichnet werden, die diesen Charakter nicht tragen. Die Kontrolle müsse aber von technisch gebildeten Beamten vorgenommen werden.

67. Sitzung. (Fortsetzung.)

Abg. Dr. Gutfleisch (Hr.): Kontrollvorschriften seien notwendig, und ein Sparen von Papier, wie es der Antrag Fährle wolle, sei hier ganz unangebracht. So gut der Arbeitgeber ein Konto über alle Arbeiten, über den Lohn eines jeden Arbeiters zu führen habe, könne man auch von ihm verlangen, daß er auch ein Konto vorzulegen habe für die Opfer an Sonntagsruhe, die die Arbeiter zu bringen hätten.

Abg. v. Stumm (Rp.) meint das auch. (Er kennt sich.)
Abg. Bebel (Soz.) erwidert, daß Befestigung der Kontrolle die Bestimmungen über die Sonntagsruhe zum großen Teil illusorisch machen würde. Die unteren Verwaltungsbeamten würden, wenn man zu viel Ausnahmen zulasse, Ausschreitungen gegen die Interessen der Arbeiter nicht genügend entgegenstellen. Sodann geht Redner auf die Ausbeutung im Bäckereigewerbe ein, gegen die ein wirksamer Schutz vor allem notwendig sei.

68. Sitzung.

Die zweite Beratung des Arbeiterschutzesgesetzes wird fortgesetzt bei § 105d, wonach der Bundesrath für gewisse Gewerbe dauernde Ausnahmen von der obligatorischen Sonntagsruhe zulassen kann, unter Berücksichtigung der im § 105e den Arbeitern als Entschädigung zu gewährenden freien Sonntage. Ein Antrag Bebel will solche dauernden Ausnahmen durch den Bundesrath auf solche Gewerbe beschränken, in denen Arbeiten vorkommen, welche ihrer Natur nach eine Unterbrechung oder einen Aufschub nicht gestatten.

Abg. Ulrich (Soz.) befürwortet den Antrag Bebel, welcher Ausnahmen für die Saisonarbeit, die größte Feindin des Kleinen Gewerbes, ausschließen wolle. Eine besondere Begünstigung der Saisonindustrie sei nicht gerechtfertigt, da durch sie der Lohn der Arbeiter sehr heruntergedrückt werde.

Abg. Dr. Gutfleisch (Hr.) theilt die Bedenken des Vortredners wegen der Saisonarbeit. Indessen könne man das Ausnahmerecht des Bundesraths nicht vollständig beseitigen. Daß es aber nur da, wo es wirklich nöthig sei, angewandt und sonst redressirt werde, bezwecke sein Antrag.

Abg. Dr. Hartmann (N.) befürwortet dagegen gerade eine Berücksichtigung der Saisonindustrie. Auch der Antrag Gutfleisch sei unannehmbar, weil durch eine spätere Redressur der Bestimmungen des Bundesraths dieser in eine peinliche Lage versetzt und die Sicherheit der Industrie (die ja die Person!) gefährdet werden würde. Nach unerheblicher weiterer Debatte wird unter Ablehnung der Anträge Bebel und Dr. Gutfleisch Fährle § 105d angenommen.

§ 105e läßt Ausnahmen durch die oberen Verwaltungsbehörden zu, die aus Rücksicht auf das konsumirende Publikum oder durch die besondere Art der Betriebskraft (Wind oder unregelmäßige Wasserkraft) notwendig erscheinen.

Ein Antrag Dr. Gutfleisch, Müller, Letocha, Dr. Hartmann, Frhr. v. Stumm will diese Ausnahmen auch zulassen für Betriebe mit „vorwiegend“ durch Wind oder unregelmäßige Wasserkraft bewegten Triebwerken.

Abg. Orterer (Hr.) ist gegen eine Erweiterung der Ausnahmen. Bei vielen Betrieben, die theils mit Wasserkraft, theils auf andere Weise betrieben werden, werde es sehr schwer zu entscheiden sein, ob sie „vorwiegend“ mit Wasserkraft betrieben werden.

Abg. Bebel (Soz.) spricht die Befürchtung aus, daß von dem Antrage nur die größeren Betriebe Nutzen haben würden.

Abg. Dr. Gutfleisch (Hr.) legt Werth nicht auf eine radikale Veränderung, sondern auf eine stetige, allmähliche Fortbildung des Arbeiterschutzes. Aus diesem Wunsche sei sein Antrag entsprungen.

Nach weiterer unerheblicher Debatte wird § 105e mit dem Antrage Gutfleisch angenommen.

69. Sitzung.

Die Debatte über die Sonntagsarbeit ist immer noch nicht zu Ende.

Es handelt sich wieder um eine jener Ausnahmereinigungen, mit welchen man weise das Gesetz begabt hat, damit die Industrie keinen Schaden leidet und die Arbeiter nicht zu übermäßig werden. § 105f erlaubt die Sonntagsarbeit, wenn sie in einem einzelnen Betrieb zur Verhütung eines unverhältnismäßigen Schadens nöthig ist.

Abg. Stolle (Soz.) wendet sich gegen die zu weite Zulassung der Ausnahmen, wodurch die Sonntagsruhe schließlich zur Ausnahme werden würde. Die Unterbetörden würden ihre Befugniß, darüber zu entscheiden, ob ein „unverhältnismäßiger Schaden“ abzumenden sei, oft zu Gunsten der Fabrikanten mißbrauchen, deshalb müsse die Zeit, für die sie Ausnahmen zulassen dürften, fest begrenzt werden, damit nicht einfach der Sonntag zum Werktag gemacht werden würde.

Herr Rath Dr. Wilhelm protestirt gegen die Behauptung, daß die Bestimmungen der Vorlage die Sonntagsruhe zur Ausnahme machen würden. (Natürlich!) Was war das auch für eine Verleumdung! Es würde den Arbeitern ein so weitgehender Schutz gewährt, der tief in die Verhältnisse der Industrie eingreifen würde.

Abg. Hartmann (L.) meint, daß sich die Arbeiter von den Sozialdemokraten verlorben lassen und mit dem vom hohen Reichstag gnädigst gewährten Schutze nicht zufrieden sind. (Schändlich!) So eine Unzufriedenheit! Aber das kommt bloß von den gewerbmäßigen Hebern!

Vizepräsident Graf Ballestrom hält die beste Rede: sie sollen doch nicht über jeden Dreck so lange schwagen, sonst kommen sie nicht zu Ende. (Bravo! Der Mann hat Recht!)

Nach noch weiterem Hin- und Herreden wird die Kommissionsfassung angenommen. Tant de bruit pour une omelette.

Folgt § 105g, diesmal keine Ausnahmen, weil das Gesetz nunmehr schon so durchdringt ist, daß es keine weiteren Lächer vertragen kann, sondern eine eventuelle Ausdehnung durch kaiserliche Verordnung auch auf andere Gewerbe. Mit positiver Ernsthaftigkeit werden hier die Herren Unternehmer mit einem Mal konstitutionell und sagen, das müßten sie selbst machen.

Abg. Singer (Soz.) Die konstitutionellen Bedenken müssen hier zurückgehen gegenüber der möglichst weiten Ausdehnung der Sonntagsruhe. Seine Partei würde für den Paragraphen um so eher stimmen, als sich jetzt im Bundesrath eine größere Neigung auf Gewährung von Arbeiterschutze zeigt als im Reichstag.

Abg. Dr. Firsch (Hr.) zeigt an diesen Ausführungen, daß die Sozialdemokraten das nachste, krasse Klasseninteresse vertreten. (Schändlich!) Und diese schwarze Seele der Sozialdemokratie entdeckt er erst jetzt! Abg. Singer wolle deshalb eins der wichtigsten, fundamentalsten Volksrechte preisgeben. (Abgeheulich! Put über ihn!) Ueber das soziale Programm der Sozialdemokraten seien in letzter Zeit sehr interessante Enthüllungen gemacht, auch ihr politisches Programm scheine mindestens sehr durchsichtig zu sein. Einem solchen Einbruch in die konstitutionellen Rechte des Reichstags könne er nicht seine Zustimmung geben, trotzdem ihm der Arbeiterschutze ebenso sehr am Herzen liege, wie dem Abg. Singer. (Jetzt hat er's uns aber mal gegeben.)

Abg. v. Bollmar (Soz.) bestritt, daß das konstitutionelle Recht des Reichstages in Frage sei. Die Sozialdemokraten seien immer sogar für eine Ausdehnung der Rechte der Volksvertretung eingetreten, sie seien aber nicht doktrinär genug, um bei jeder Kleinigkeit diese Rechte zu betonen, wo es sich um eine wirksame Sonntagsruhe handle. Die Besinnung der kaiserlichen Klasse komme bei der Beratung des Reichstags nicht zum Ausdruck. Beim Bundesrath müsse man ein größeres Interesse für die Arbeiter voranschicken. Wenn sich das einmal ändern sollte, werde der Reichstag Mittel an der Hand haben, dem Bundesrath die Befugniß wieder zu nehmen.

Die Diskussion wird geschlossen und § 105g gegen die Stimmen der Freirennigen und der Volkspartei angenommen.

§ 105h wonach die Bestimmungen über die Sonntagsruhe weitergehenden landesgesetzlichen Beschränkungen der Arbeit an Sonn- und Festtagen nicht entgegenstehen dürfen, wird unter Ablehnung eines Amendements Schrader, das nur für die bereits „bestehenden“ weitergehenden landesgesetzlichen Bestimmungen gelten zu lassen, angenommen.

Große öffentliche Versammlung für Frauen und Männer am Sonntag, den 22. Februar, Abends 6 Uhr, in den Zentralfesthallen, Dranienstraße 180.
Tages-Ordnung: 1. Vortrag, Referent: Herr Plun. 2. Diskussion. 3. Verschiedenes.
Geselliges Beisammensein.
Zu recht zahlreichem Besuch laden Genossen und Genossinnen ein Die Beauftragten.

Ausstellung Deutscher Kunst- und Industrie-Erzeugnisse London 1891
Erste Raumvertheilung am 25. dieses Monats.
Adressen der Komiteemitglieder in den verschiedenen deutschen Städten, Auskünfte und Anmeldebogen versendet.
Kommissariat Berlin. Architektenhaus, 92 Wilhelm-Strasse.

Empfehle den Genossen meine
Glaserei u. Bildereinarbeitung.
Bilder und Portraits
in allen Größen.
Besonders empfehlenswert:
Die Arbeiter-Bewegung im Jahre 1890.
Bestellungen wegen zu weiter Entfernung brieflich. Aufträge werden prompt ausgeführt.
Bestellungen nach Auswärts werden schnellstens ausgeführt.
Karl Scholz,
Wrangel-Strasse 32 part.

Wer sparen will, bestelle Käse.
Sollt. Götter Käse & Butter 24.—
Sollt. Limburger Käse & Butter 23.—
Sollt. Götter Käse & Butter 30.—
ad hier nach Maßnahme empfiehlt
Julius Werner, Kantienhändler I. B.
10 Pfund-Probepostcard 3.40 und 3.30
und 4.— per Post.

Lassalle- und Marx-Büsten
mit und ohne Sockel, sowie **Stöcke** in verschiedenen Sorten empfiehlt
H. Mayer, Köpferstr. 26a.

Kranzbinderei u. Blumenhandlg.
von
J. Meyer
Berlin SO., Wienerstraße 1,
(in der Ecke bei der Mantuffelstraße).
Schönste Preise. Auch Versandt.
Pünktlich und gut.
Fernsprecher, Amt IX, 9482.

Suche für meinen Sohn in Berlin zum 1. April d. J. als Gehilfe in einem **Barbier-Geschäft** Stellung, am liebsten bei einem Genossen. Respektanten wollen sich mit mir in Verbindung setzen
Heinrich Müller, Maurer,
Luedlburg, Marktstraße 10.

Empfehle Freunden und Genossen mein reichhaltiges Lager von
Cigarren u. Tabake.
Dabei die Zahlstelle des Metallarbeiter-Bereins und der Gürtler-Hilfskasse. Haupt-Agentur der Berliner Feuer-Versicherung.
Otto Klein
Kottbuser Damm 14, früher Ritterstr. 10.
Cigarren u. Tabak
in vorzüglicher Qualität empfiehlt
B. Stabernack, Wrangelstr. 85.

Sozialdemokratischer Wahlverein des 4. Berliner Reichstags-Wahlkreises.
Mitglieder-Versammlung
am Mittwoch, 25. Februar, Abends 8 Uhr, in Mohrmanns-Salon, Frankfurter-Strasse 117.

Tagesordnung: 1. Vortrag. 2. Diskussion. 3. Vereinsangelegenheiten. 4. Verschiedenes und Fragelisten. — Gäste haben Zutritt. Neue Mitglieder werden aufgenommen.
Um zahlreiches und pünktliches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.
Die **Zahlfellen** befinden sich im Süd-Osten bei Gottfr. Schütz, Kottbuservplatz, 7. Zubeil, Raunynstr. 86 part., Karl Scholz, Wrangelstr. 32 v. part., Benno Stabernack, Wrangelstr. 85 im Zigarrengeschäft. Im Osten bei G. Tempel, Breslauerstr. 27, Restaurant O. Heindorf, Lange-Strasse 70 part., Lod, Restaurant, Friedrichsbergerstr. 11. Dasselbst werden Mitglieder aufgenommen.

Berliner Arbeiter-Bibliothek. 2. Serie.
Sammlung Sozialpolitischer Flugschriften.

Soeben erschien Heft 11:
Das Ostende von London.
Ein soziales Nachtbild.
Von **Paul Fischer** Berlin.
Zweite Abtheilung. 30 Seiten. Preis 15 Pfennig.
Jedes Heft der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“ ist einzeln zu beziehen. Die Preise sind niedriger gestellt wie bei allen anderen Unternehmungen.
Bestellungen richtet man an die bekannten **Kolporteurs** oder an die Expedition der „Berliner Arbeiter-Bibliothek“
Berlin SO., Elisabeth-Ufer 55.
Kolporteurs gesucht und gebeten, sich an die Expedition zu wenden. **Hoher Rabatt.**

Die seit 1877 bestehende, weltbekannte
Uhrenfabrik
VON
MAX BUSSE
157. Invaliden-Strasse 157, neben der Markthalle,
verkauft jetzt **sämmtliche Uhren** zu bedeutend herabgesetzten Preisen.
Für jede Uhr wird reelle **Garantie** geleistet.
Grosse Abschlüsse mit Pforzheimer und Hanauer Fabrikanten ermöglichen derselben Firma den Verkauf von
Gold-, Silber-, Granaten- und Korallenwaaren
zu **sabelhaft billigen Preisen.**
Spezialität: Ringe.
Reparaturen an Uhren und Goldsachen werden auf das Gewissenhafteste ausgeführt.

Der Arbeits-Nachweis der Klavier-Arbeiter
befindet sich jetzt Raunynstr. 78, im Restaurant **Winkler.** Die Adressen-Ausgabe findet jeden Abend von 8-9^{1/2} Uhr u. Sonntags Vormittag von 10-11^{1/2} Uhr an Mitgliedern wie an Nichtmitgliedern unentgeltlich statt.
Die Arbeitsvermittlungs-Kommission.
Genossen! Soeben erschien das Januar-Heft der in unserem Verlage erscheinenden

40 Pf. Zeitschwingen 40 Pf.
Monatschrift für Volksbildung und Aufklärung.
(Nach der Konstitution zweite Auflage). Herausgegeben von Josef Brant.
Dieselbe ist in Berlin zu beziehen durch die sozialdemokratische Buchhandlung von **Ch. Mayhoffer Nachf., Weinbergweg 15b,** dicht am Rosenhäger Thor. — Wiedervertäufte erhalten daselbst hohen Rabatt. — Mit Brudergruß
Die Administration der „Zeitschwingen“,
Reichenberg (Böhmen).

Albert Auerbach,
Berlin S., Kottbuser Damm 7.
Schuh- und Stiefel-Lager
für Herren, Damen und Kinder.
Reelle Bedienung. — Feste Preise.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- und Bayerisch-Bier-Lokal.
Vorzügliche Speisen und Getränke in großer Auswahl.
Vereinszimmer steht zur Verfügung.
Carl Pfister, Eisenbahnstr. 35.

Allen Parteigenossen empfehle mein
Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal
Potsdamer Bier.
August Insinger
Krausstr. 48.

Allen Freunden und Genossen empfehle mein
Weiß- u. Bayerisch-Bier-Lokal.
1 Saal zu Versammlungen und 2 Vereinszimmer stehen zur Verfügung.
Herrmann Wutke,
Friedrichsbergerstr. 24 pt.